

### Nachholbedarf

»Das war ein schöner Tag!« Diese freundliche Rückmeldung erhielt ich kurz nach dem Ordinationsjubiläum am 26.02. 2020. Ja, in der Tat, das war ein schöner Tag. Wieder einmal war dieses Jubiläum, nun schon zum vierten Mal gefeiert, symptomatisch für das gute Miteinander zwischen dem Pfarrverein und den Mitgliedern der Kirchenleitung. Dass unsere Anliegen nun auch bei der breiten Mehrheit der Mitglieder der Landessynode auf Zustimmung stoßen, zeigte sich bei der Frage der Durchstufung der Pfarrschaft nach A14 bzw. A 13 auf der letzten Synode. Leider konnte ich all dies noch nicht bei der Verabschiedung von Frau Wallmann und der Einführung von Frau Göckenjan-Wessel, die ja nur im kleinen Rahmen stattgefunden hat, in meinem Grußwort zum Ausdruck bringen – aber das soll ja, wie so vieles, nachgeholt werden.

In der Tat, es bleibt in Corona-Zeiten viel auf der Strecke. Das ist schon jetzt im Mai erkennbar. Leichter wird es in der Zukunft sicher auch angesichts finanzieller Engpässe nicht. Gleichwohl haben diese schweren Zeiten auch viel kreatives Potenzial zum Vorschein gebracht. Von Besuchsdiensten bis hin zu digitalen Angeboten aller Art ist das Spektrum weit gefächert. Wie schon in meinem letzten Editorial angesprochen, bleibt für mich die Sorge, ob diese Zeiten nicht zu einer weiter fortschreitenden Entfremdung der Menschen von der Kirche beitragen werden – allen erwähnten kreativen Ideen zum Trotz.

Digitales Miteinander ist eben kein dauerhafter Ersatz für echtes Miteinander. Heribert Prantl, den wir als Referenten für unseren leider auch abgesagten Pfarrtag gewinnen konnten, bringt es in der »Süddeutschen Zeitung« vom 2. Mai kritisch so auf den Punkt: »Die Öffnung von Geschäften erlauben, aber Versammlungen zum Gebet verbieten? Die Kirchen haben schicksals ergeben reagiert, aus Nächstenliebe, wie es hieß, aber damit



*Autorität verloren. (...) Singen verboten! So steht es in kirchlichen Schutzkonzepten und Teilnahmebedingungen – in einer Mischung von Furcht, Liebedienerei und Beflis-senheit. Ist so viel Reglementierung gebotene Verantwortung? (...) Man darf ruhig auf die kluge Freiheit der Christenmenschen und auf ihren Verstand setzen.«*

Wie man auch immer zu dieser Kritik im einzelnen steht, es stellt sich mir die Frage, ob es angemessen ist, dass, wenn nach ausgewogenen Gesprächen der Kirchenleitungen in NRW mit

dem Ministerpräsidenten, Gottesdienste ab 1. Mai wieder möglich sind, dennoch ganze Kirchenkreise den Gemeinden dazu raten, damit doch bitteschön bis zum Ende des Monats, also bis Pfingsten, zu warten. Ebenso ist es geradezu grotesk, z. B. bei Open-Air-Gottesdiensten, in denen der Mindestabstand gewahrt wird, auf Gesang zu verzichten. Wenn das Hygienekonzept erfüllt ist, kann auch in seinem Rahmen gefeiert werden. Ansonsten braucht sich niemand über Selbstsäkularisierung und Marginalisierung zu beklagen.

Es ist schon erstaunlich, dass Journalisten (!) und Hochschullehrer von der Neuen Zürcher Zeitung über die Frankfurter Allgemeine bis zur Süddeutschen Zeitung dazu auffordern: Kirche, zeig dich! – Wir haben es, allemal in unseren Gemeinden, mit mündigen, verantwortungsvollen Bürgern zu tun. Noch einmal zurück zum Pfarrtag: Die Verschiebung um ein ganzes Jahr ist schmerzlich, doch unter den gegebenen

#### Inhalt

Sich wieder überzeugend ins Spiel bringen! Im Gespräch: Isolde Karle	2
Leben, Lieben und Leiden in Pest und Cholera. Epidemien als ethische und theologische Herausforderung in der Belletristik	5

Umständen die beste Lösung. Niemand weiß, was im Oktober ist und eine weitere Verschiebung bringt mehr Unklarheit als Klarheit, allemal da Wahlen auf der Mitgliederversammlung anstehen. Die jetzigen Mitglieder des Vorstandes haben sich freundlicherweise dazu bereit erklärt, für ein weiteres Jahr in ihren Ämtern zu bleiben. Auch mit dem Referenten, Heribert Prantl, bin ich im Gespräch für einen Termin im nächsten Jahr. Es bleibt uns allen nur die Hoffnung, gut gemeinsam durch diese Krise zu kommen und nach einem hoffentlich für alle erholsamen Sommer

im Herbst an Bewährtes anzuknüpfen. Der Monatspruch für Oktober 2020 mag da eine Verheißung sein: »Suchet der Stadt Bestes und betet für sie zum Herrn; denn wenn's ihr wohl geht, so geht's auch euch wohl.« Jer. 29,7

Ich grüße Sie alle herzlich

*Ihr Jan-Christoph Borries*

Münster im Mai 2020

## Sich wieder überzeugend ins Spiel bringen!

Im Gespräch: Isolde Karle

Isolde Karle ist Professorin für Praktische Theologie an der Ruhr-Universität Bochum. Zu ihren aktuellen Forschungsprojekten gehört das Themenfeld »Transformationen im Pfarrberuf«. Dabei untersucht sie auch dessen gesamtgesellschaftlichen Bedeutungsverlust.

Christa A. Thiel sprach mit ihr im Juni über Auswirkungen der Pandemie auf das gegenwärtige und zukünftige kirchliche Leben.

Haben Sie einen Gottesdienst mit Anmeldung, Mundschutz und ohne Gesang erlebt? Wenn ja, was war Ihr Empfinden?

Ich habe schon mehrere Gottesdienste unter Corona-Bedingungen besucht. Insbesondere der erste Gottesdienst nach dem »Shutdown« hat mich sehr berührt – endlich wieder zusammen Gottesdienst feiern in einer schönen Kirche, ich fand das sehr erhehend. Natürlich ist es bedauerlich, dass man nicht zusammen singen kann, aber ansonsten habe ich die konzentrierte und dichte Form des Gottesdienstes auch sehr genossen. Zweimal haben Trompeten nach dem Gottesdienst vor der Kirche noch Choräle gespielt, die wir in gebotenen Abstand voneinander mitgesungen haben. Das war ganz besonders schön.

Was antworten Sie Menschen, die sagen: »Ohne Gesang und Abendmahl – dafür aber mit Mundschutz und Anmeldung – das ist doch kein Gottesdienst mehr!«?

Der Gesang wird in vielen Gemeinden ersetzt durch Sängerinnen und Sänger, wenn möglich sogar durch



*Isolde Karle beobachtet auch heilsame Effekte der Coronakrise.*

professionelle Solistinnen und Solisten. Das ist aus meiner Sicht eine adäquate Lösung. Für Martin Luther war es elementar, dass in einem Gottesdienst das Wort verkündigt wird, dass zusammen gesungen und gebetet wird. Alles drei findet in einem »Corona-Gottesdienst« statt, das Singen lediglich nicht durch die ganze Gemeinde. Das Abendmahl ist für einen evangelischen Gottesdienst nicht konstitutiv, d. h., es wird nicht in jedem Gottesdienst gefeiert. In der oberdeutschen Tradition, die mich geprägt hat, wird das Abendmahl ohnehin selten gefeiert. Man kann und wird es vermissen, aber es bildet nicht den Kern des evangelischen Gottesdienstes.

Gibt es Kriterien für eine angemessene Liturgie und Gottesdienstgestaltung im Zeitalter von Corona?

Unter Corona-Bedingungen müssen die Gottesdienste kürzer und prägnanter sein. Kreativität ist vor allem hinsichtlich der Musik gefragt. Eine intensivierte Kooperation mit Musikern, auch von Theater und Oper,

wäre wünschenswert, um die Lücke, die der fehlende Gemeindegesang hinterlässt, zu füllen.

Sich an die Empfehlungen der EKD zu halten, hielten in den letzten Monaten etliche für übertrieben. Auch dürfe die Kirche sich nicht vom Staat und von Ordnungsämtern bei ihren Gottesdienstveranstaltungen bestimmen lassen. Was steht da auf dem Spiel?

Die Kirchen haben, denke ich, insgesamt sinnvoll auf die Pandemie reagiert und darauf hingewirkt, dass auch in der Kirche die Hygienevorschriften konsequent eingehalten werden. Darüber hinaus hätte ich mir gewünscht, dass die EKD etwas mutiger die Ambivalenzen und problematischen Folgewirkungen des Shutdown benennt und anspricht, insbesondere im Hinblick auf die Einsamkeit der Sterbenden und Trauernden. Die Besuchsverbote in Pflegeheimen und in Krankenhäusern, die weithin sowohl für Angehörige wie Seelsorger\*innen galten, haben an manchen Orten zu einem einsamen Sterben und zu traumatischen Erfahrungen bei Angehörigen geführt.

Die Kirche hätte hier stärker Anwalt dieser besonders verletzlichen Gruppe sein müssen, ohne die Bedeutung von Schutzvorkehrungen, die für Besuche bzw. körperliche Präsenz zwingend sind, zu relativieren. Auch war zu Beginn der Pandemie in manchen Kirchen ein gewisser Übereifer zu erkennen und wurden Gottesdienste und Versammlungen schon verboten, längst bevor der Staat entsprechende Regeln erließ und Schulen, Universitäten und Kindergärten schloss. Das war aus meiner Sicht nicht nötig und hat den Eindruck verstärkt, dass die Kirchen und ihre Gottesdienste nicht »systemrelevant« sind.

Vielorts sind Online-Angebote für Gottesdienste entstanden. Was hoffen Sie, lässt sich davon mit in die Zukunft nehmen?

Ich bin gespannt, was sich davon bewähren wird. Die Pfarrerinnen und Pfarrer und viele andere Engagierte mussten erst mal lernen, welche Formate für religiöse Online-Angebote überhaupt sinnvoll sind. Das, was analog stimmig ist, ist es noch längst nicht im digitalen Format. Ich denke, dass kurze Videoimpulse zwischen drei bis zehn Minuten auf der Homepage oder auf Facebook auch künftig gute Formate sein können, mit denen eine gewisse Klientel erreicht wird, die das auch zu schätzen weiß. Allerdings ist eine gewisse technische Qualität dafür die Voraussetzung und es ist darüber hinaus noch wichtiger als auf der Kanzel, dass die Person inhaltlich prägnant, relevant und rhetorisch versiert zu reden weiß. Die gespenstischen Gottesdienste, die in voller Länge mit zwei bis drei Personen in leeren Kirchen digital übertragen wurden, fand ich hingegen nicht überzeugend.

Kirche lebt von Gemeinschaft, Begegnungen und dem Miteinander unterschiedlicher Generationen. Wenn sich diese Menschen nicht live begegnen können, bricht dann die Grundfeste Gemeinschaft zusammen? Oder gibt es gleichwertigen Ersatz?

Die mediale Kommunikation hat eine große Reichweite und hilft gerade in Zeiten des »Social Distancing« sich in WhatsApp-Gruppen oder über Social Media zu vernetzen und sich auszutauschen. Das ist sehr wichtig und gut. Zugleich kann die mediale Kommunikation die direkte Kommunikation unter Anwesenden nicht ersetzen. Die Kommunikation unter Anwesenden folgt eigenen Regeln und Dynamiken. Für die religiöse Kommunikation, die es mit existentiellen Inhalten zu tun hat, ist es elementar, dass sich die an der Kommunikation Teilnehmenden wechselseitig unmittelbar wahrnehmen können, dass sie die Kommunikation als authentisch erfahren, dass ihre Sinne in die Kommunikation involviert sind und sie an der Haltung, dem Blick, der Gestik, dem Auftreten des oder der anderen ablesen können, wie ernst er oder sie es meint.

Dies alles ist in der medialen Kommunikation nicht oder doch nur höchst rudimentär möglich. Kirche lebt als Gemeinschaft Jesu Christi elementar von der direkten Begegnung. Die Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen bestätigen das immer wieder aufs Neue. Selbst der »verdünnte« Pfarrerkontakt auf einer Bestattung, bei dem ein Kirchenmitglied »seinen« Pfarrer nur von weitem sieht, stärkt die Kirchenmitgliedschaft. Die medialen Kommunikationsformen haben ihre ganz große Stärke in der Information, weniger im Erleben von Gemeinschaft, in der Bildung von Identität und im Spenden von Trost.

Sitzungen haben in den letzten Monaten per Videokonferenz stattgefunden. Nach meiner Erfahrung dauerten sie nur halb so lange wie als Präsenzveranstaltung und es war auch alles Wichtige gesagt. Was lässt sich daran erkennen? Ist das ein gutes Signal?

Also unsere Sitzungen an der Universität gehen leider genauso lange wie vorher! Ich denke, Videokonferenzen sind für alle Seiten anstrengend und ermüdend. Deshalb versucht man sie zu kürzen. Alles, was sonst auf Sitzungen Spaß macht – das Tuscheln mit dem Nachbarn, die beiläufigen Kontaktmöglichkeiten, die Blicke, die man sich zuwerfen kann, der Humor – fehlt. Die Videokonferenz ist ganz und gar »ernsthaft«, nur auf das konzentriert, was zur Debatte steht.

Psychologische Studien zeigen, dass Videokonferenzen deshalb so anstrengend sind, weil sich die Kommunikation ganz auf die digitalisierbaren Informationen verlassen muss und nicht in den Augen des Gegenübers ablesen kann, wie er sein Statement nun

wirklich meint. Viele Reize werden in der Videokommunikation nicht oder nur mangelhaft übermittelt. Während jemand etwas auf der Sachebene mitteilt, werden auf der sozialen Ebene eine Reihe von nonverbalen Hinweisen gegeben, die uns helfen, eine Information in einen Kontext zu setzen. Dazu gehören Mimik, Gestik, Körperhaltung, Tonlage, der Raumeindruck etc. Wir Menschen sind auf diese Reize angewiesen, um Informationen korrekt interpretieren zu können.

Online müssen wir die fehlenden Reize ergänzen und kompensieren. Und das kostet Energie. Wenn dann noch die Qualität der Übertragung mangelhaft ist und uns die Technik im Stich lässt, wird es vollends mühsam. Trotzdem ist die Entdeckung von Videokonferenzen in vieler Hinsicht – auch über Corona hinaus – hilfreich. Vor allem, wenn Menschen weit entfernt voneinander wohnen oder aus bestimmten Gründen nicht mobil sind, ist es eine große Hilfe, mittels der Videokonferenz kommunizieren zu können. Nur Konflikte lassen sich über Videokonferenzen schlecht austragen.

**Wenn von neuer Normalität die Rede ist, dann gehört zu dieser Normalität auch die Erkenntnis: Viele der engagierten Ehrenamtlichen sind die Generation Ü60 und somit Risikogruppe. Sie leisten auf verschiedenen Ebenen eine Arbeit, die der Kirche und der Gesellschaft gut tut. Was muss passieren, damit diese Arbeit weitergehen kann?**

Im Moment entdramatisiert sich die Situation ja schon deutlich. Die Ansteckungsrate ist erheblich zurückgegangen, die Hygienevorschriften haben sich weitgehend durchgesetzt, so dass schon wieder viele über sechzigjährige Ehrenamtliche unterwegs und aktiv sind. Ich sehe hier längerfristig keine grundsätzlichen Probleme. Menschen gehen darüber hinaus sehr unterschiedlich mit der Pandemie um, egal ob alt oder jung.

**Erste Signale zeigen: Vieles wird es – auch bei weiteren Lockerungen – in absehbarer Zukunft nicht wieder wie vorher geben. Ich denke an Aktivitäten wie Mittagstisch, Lesepatinnen im Kindergarten oder Schulbegleiter. Wenn Jammern nicht hilft, was hilft dann?**

Mit den Worten von Stephen Stills: »If you can't be with the one you love, love the one your with«. Oder

etwas frömmel mit den Worten von Reinhold Niebuhr formuliert: »Gott, gib mir die Gelassenheit, Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann, den Mut, Dinge zu ändern, die ich ändern kann, und die Weisheit, das eine vom anderen zu unterscheiden.«

**Wer heute schon an die Zeit nach Corona denkt: Welche Herausforderungen sollte er dann jetzt in Angriff nehmen?**

Die Gemeinden haben in Coronazeiten gezeigt, wie phantasievoll und kreativ sie agieren können. Ich fand das beeindruckend und wünsche mir, dass die Gemeinden diesen Mut zur Kreativität und Flexibilität mit in die Zukunft nehmen.

Wie wir künftig Abendmahl feiern, ist für mich eine Frage. Ich glaube nicht, dass sich der Gemeinschaftskelch nach all dem wieder durchsetzen wird. An dieser Stelle gilt es nachzudenken und stilsichere und zugleich hygienisch weniger bedenkliche Lösungen zu finden.

Darüber hinaus stellen sich viele weitere Fragen: Wann werden die Gemeinden und Chöre wieder singen können? Wie balancieren wir den Schutz vor Infektion mit dem Bedürfnis nach körperlichem Kontakt aus? Und wie schafft es die Kirche nach einer Zeit, in der manche mindestens vermeintlich gut auf sie verzichten konnten, sich wieder überzeugend ins Spiel zu bringen und deutlich zu machen, wie wichtig das ist, was Kirche zu geben und zu vermitteln hat?

Insgesamt denke ich, dass die Entschleunigung, die uns durch Corona aufgezwungen wurde, auch heilsame Effekte hat. Ich wünsche mir insofern, dass wir nicht zur alten Normalität zurückfinden, sondern lernen, dass mehr nicht immer mehr ist, dass man auch im näheren Umfeld gut Urlaub machen kann, dass wir das Klima, wenn wir es denn wirklich wollen, schützen und achtsamer miteinander umgehen können.

Es ist sicherlich die größte Herausforderung, das Zusammenleben nach Corona so zu gestalten, dass wir nicht in die alte Steigerungsspirale zurückfallen und uns und die Umwelt damit schädigen. Jesus selbst war in dieser Hinsicht ja hoffnungsvoll und fordert uns trotz aller Gefährdungen zu einem »Sorget nicht« und damit zum Vertrauen auf Gott auf.

# Leben, Lieben und Leiden in Pest und Cholera

## Epidemien als ethische und theologische Herausforderung in der Belletristik

Sommerzeit ist Lesezeit! Und dieser Beitrag ist quasi der Papier gewordene Ersatz für den ausgefallenen diesjährigen Pfarrtag. Dr. Werner M. Ruschke hat für Sie vor-gelesen, eingeordnet und aktuelle Verbindungen hergestellt. Sein Lesestoff: 12 klassische Werke, in denen es um Pest, Cholera und andere Epidemien geht.

Ein Beitrag, der gleichermaßen theologische wie berufsständische Fragen aufwirft.

Übrigens: Fast alle diese Bücher finden Sie – falls nicht im eigenen Bücherregal – mit Leseprobe bei [www.bücher.de](http://www.bücher.de).

### Vorbemerkung

Literatur erwächst aus der Beschreibung, Gestaltung und Deutung von Leben, Lieben und Leiden sowie nicht zuletzt von deren Krisen. Es dürfte keine krisenhafte Lebenssituation geben, die nicht literarisch thematisiert und gewürdigt wurde. Gleiches gilt natürlich auch für die darstellenden Künste. Von daher ist anzunehmen, dass es künftig künstlerische Arbeiten zu den Auswirkungen des Corona-Virus Covid-19 geben wird. Vor diesem Hintergrund schaue ich, auf welche Weise die Seuchenthematik bisher in der belletristischen Literatur aufgegriffen wurde. Gefragt wird dabei vornehmlich, ob und wie über die Darstellung der jeweiligen medizinischen, gesellschaftlichen und politischen Umstände hinaus ethische, religiöse oder theologische Aspekte gewürdigt werden.

Meine Anfang Juni abgeschlossenen Ausführungen sind während der Corona-Zeit entstanden. Von daher war ich auf den eigenen Buchbestand beschränkt, der allerdings zum HIV-Thema nichts vorweist. Abgesehen davon hat mich erstaunt, dass ich bei der Recherche im Internet auf nichts Bedeutendes gestoßen bin, das ich nicht selber zur Hand habe. Für ergänzende Titelhinweise wäre ich dankbar.

Die Literaturbeispiele werden in der zeitlichen Reihenfolge ihres ersten Erscheinens vorgestellt. Die im Folgenden nach Zitaten stehenden eingeklammerten Seitenangaben beziehen sich auf das im jeweiligen Teil behandelte Werk.

### 1. Daniel Defoe: Die Pest zu London (1722)

Daniel Defoes »Die Pest zu London«<sup>1</sup> ist anlässlich der Corona-Krise in einer Neuausgabe erschienen, passenderweise mit einem pestgelben Lesebänd-



chen. Weil der Ich-Erzähler ein Kaufmann ist, hat man lange gemeint, der gelernte Kaufmann Defoe schildere eigene Erfahrungen, dabei war er im Pestjahr 1665 erst fünf Jahre alt. Wahrscheinlich ist eine seiner wesentlichen Quellen das Tagebuch eines Onkels.

Das Buch ist kein fiktionaler Roman, es ist vielmehr ein sachlicher Bericht über die Ausbreitung, das Wüten und das Abklingen der Pest, in welchen einzelne Sterbeschicksale eher distanziert eingeflochten sind. Allerdings handelt es sich um die bedeutendste literarische Schilderung einer Pestepidemie, weshalb sie diesen vorgestellten literarischen Reigen eröffnet.

Defoe schildert ausgesprochen anschaulich die ersten Anzeichen der Pest, berichtet von anfänglichen Beschönigungsversuchen, die aber bald durch die von ihm wiedergegebenen amtlichen Sterbelisten widerlegt werden. Zu lesen ist von medizinischen und hygienischen Zuständen oder von behördlichen Maßnahmen, zitiert werden Verordnungen, geschildert wird die Versorgungslage ebenso wie die Nöte der großen Zahl von arbeitslos gewordenen Menschen. Astrologen erhalten ebenso Zulauf wie Quacksalber und Kurpfuscher. Das hässliche Gesicht von Menschen zeigt sich; schändliches Verhalten, Verbrechen aller Art, Raub, Plünderung und Mord nehmen zu. Viele Menschen fliehen aus London, je reicher sie sind, desto weiter weg.

Der Erzähler zweifelt lange, ob nicht auch er die Stadt verlassen soll. Er entschließt sich zu bleiben, weil er beim Bibellesen auf Psalm 91 stößt, den Lobpsalm auf Gottes Schutz und in dem es heißt, dass

Der Erzähler zweifelt lange, ob nicht auch er die Stadt verlassen soll. Er entschließt sich zu bleiben, weil er beim Bibellesen auf Psalm 91 stößt, den Lobpsalm auf Gottes Schutz und in dem es heißt, dass



er vor der verderblichen Pest errettet. Diese persönliche Gewissheit ist an manchen Stellen des Buches zu spüren. Defoe kritisiert jene Prediger, welche die Pest als Aufforderung zur Buße verstehen, weil doch »Gott in der ganzen Heiligen Schrift eher durch Aufforderung zu sich zieht und uns ruft, sich ihm zuzuwenden und zu leben, als durch Schrecken und Verwunderung forttreibt« (41). Gleichwohl stellt er im Nachdenken über Jeremia 5,9 fest: »Ich betrachte diese düstere Zeit als einen besonderen Zeitabschnitt göttlicher Rache« (109). Zwar ist die Seuche »ein Schlag vom Himmel« (300), gleichwohl aber kein übernatürlicher; die Pest ist ja eine »Krankheit, ... die aus natürlichen Ursachen entsteht«, weshalb dieses »Strafgericht ... nach menschlichen Ursachen und Wirkungen verläuft.« (301) So ist denn auch im Abklingen der Pest für ihn »der unmittelbare Finger Gottes« (378) erkennbar.

Gelegentlich kommt Defoe auch auf die Pfarrer zu sprechen. Er beklagt, »daß ein großer Teil der Geistlichkeit die Kirchen schloß und flüchtete, wie andere Leute es taten, um der Sicherheit ihres Lebens willen«, wohingegen andere treu durch Gottesdienst und Gebete die Menschen zu stärken versuchten, »und zwar so lange, wie man sie hören wollte.« (162)

Beides gilt sowohl für Dissenter-Prediger wie für Pfarrer der Staatskirche. Der hier angedeutete Konflikt hat Nachwirkungen nach dem Ende der Pest: »Einige, die blieben, rühmten sich dessen nicht nur allzu sehr, sondern verunglimpften jene, die flohen, brandmarkten sie als Feiglinge, die ihre Herde im Stich ließen ... und so weiter.« (365) Defoe ist da barmherziger und realistischer: »Wenn Gott einigen mehr Stärke als anderen verlieh: ... hätten sie nicht eher demütig und dankbar sein müssen, wenn sie brauchbarer als Brüder gemacht worden waren?« (366)

Im Sinne der Fragestellung dieser Abhandlung: Defoe sieht in der unterschiedlichen Gewichtung zwischen Sorge um das eigene Leben und Fürsorge für das Leben anderer keinen grundsätzlichen sittlichen Konflikt, weil die Entscheidung für die eine oder andere Seite letztlich nicht von menschlicher Einsicht oder Kraft abhängt. Sittlichkeit kann unterschiedliche Gesichter zeigen.

Im Pestjahr 1665 wurden in Südengland rund 100.000 Menschen Opfer der Seuche, davon allein etwa 70.000 in London. Ohne jeglichen Zynismus geschrieben: Die Lektüre dieses Berichts hat insofern ein tröstliches Element als sie zeigt, wie aus unterschiedlichen Gründen wir in Deutschland im Corona-Jahr 2020 doch erheblich weniger Gefährdungen für Leib und Leben ausgesetzt sind als die Menschen in London vor 355 Jahren.

## 2. Alessandro Manzoni: Die Verlobten (1827, überarbeitet 1840 bis 1842)

»Die Verlobten« von Alessandro Manzoni<sup>2</sup> sind bis heute Pflichtlektüre in weiterführenden italienischen Schulen. Wegen seines großen Einflusses auf eine einheitliche italienische Schriftsprache ist er durchaus der Bedeutung von Luthers Bibelübersetzung für das Deutsche vergleichbar.



Der Roman spielt im Herzogtum Mailand in den Jahren 1628 bis 1630, also während der Wirren des Dreißigjährigen Krieges. Renzo möchte Lucia heiraten, doch auf diese hat es auch der Feudalherr Rodrigo abgesehen. Mit Glaubensstärke widersteht Lucia sich diesem Ansinnen. Aus Rache lässt Rodrigo sie mit Hilfe des Priesters Abbondio in ein Kloster entführen; später bringt er sie in die Burg eines gefürchteten Tyrannen, allgemein genannt »der Ungeannte« (394). Dieser wird durch die Glaubensreinheit Lucias sowie durch die Persönlichkeit des Mailänder Erzbischofs Federigo zur Buße geführt, worauf er sich zu einem barmherzigen Christenmenschen entwickelt. Lucia gelangt in die Obhut einer wohlwollenden Mailänder Familie. Dann bringen deutsche Söldner die Pest in die Lombardei. Lucia erkrankt an ihr; nach ihrer Heilung arbeitet sie als Pflegerin in einem Pestlazarett. Auch Renzo bekommt die Pest, wird ebenfalls geheilt und trifft seine totgeglaubte Lucia wieder. Da der üble Feudalherr inzwischen an der Pest gestorben ist, steht einer Hochzeit der Verlobten nichts mehr im Wege. – Dies ist lediglich der dürre Erzählrahmen, innerhalb dessen die beiden Liebenden getrennt voneinander zahlreiche Wirrnisse, Unbilden und Abenteurer überstehen müssen.

Großen Raum nimmt im Roman die detailreich geschilderte Ausbreitung der Pest ein (602–658). Manche der Reaktionen darauf sind uns aus der weltweiten Corona-Gegenwart vertraut. Die anfangs eher kleine Zahl von Pesttoten »befestigte die Öffentlichkeit mehr und mehr in der albernen ja selbstmörderischen Zuversicht, daß die Pest weder herrsche noch geherrscht habe.« (608) Oder »wenn die Sterbefälle zur Kenntnis des Gesundheitsamtes gelangten, so geschah es meistens spät und unzuverlässig.« (608f). Selbst Ärzte verharmlosen die Krankheit als »parapetenzialisches Fieber« (611). Als die Pest unübersehbar wütet, verbreiten sich rasch Verschwörungstheorien; nicht natürlichen Ursachen und auch »nicht etwa dem langen Beisammensein so vieler Menschen, nicht der unendlichen Vervielfältigung zufälliger Berührungen« (624) wird die Schuld zugeschoben, sondern

Zauberei und giftigen Salben. Schließlich rafft die Pest mit etwa 140.000 Pesttoten rund Zweidrittel der Bevölkerung Mailands hin.

Auf besondere Weise endet übrigens der hinterhältige Feudalherr Rodrigo. Während die Pest bereits abklingt, trifft er sich – durchaus gewissen Corona-Partys vergleichbar – mit »einer Gesellschaft von Freunden, die sich's zum Ziele gesetzt hatten, mit Schwelgereien über die Schrecken der Zeit hinwegzukommen.« (636) Einmal macht er sich in einer satirischen Leichenrede über einen verstorbenen Grafen lustig. Bereits am selben Abend erkrankt auch Rodrigo an der Pest. Ein untreuer Diener holt entgegen seines Auftrags nicht einen Arzt, sondern Kumpane, die den Sterbenden ausrauben. Da sie auch dessen infizierte Kleidung an sich bringen, werden auch sie alsbald zu Pestopfern.

In diesem Roman geht es nicht um die theologische Frage, warum Gott die Pest zulässt. Gleichwohl ist dieses Buch nicht nur hintergründig, sondern handlungsbestimmend christlich geprägt. Es ist der einzelne Mensch, der sich angesichts des Leidens und Sterbens in Hungersnot und Pestepidemie vor Gott dafür zu verantworten hat, wie er sich angesichts dieser Übel verhält, entweder durch »eine Vermehrung, eine Erhöhung der Tugend« oder durch »eine noch vielhäufigere Zunahme der Ruchlosigkeit« (630). Das Gegeneinander beider Möglichkeiten gestaltet die Dramatik dieses Romans.

Manzoni ist ein überzeugter katholischer Christ, das ist allenthalben erkennbar. Die meisten seiner Priestergestalten sind wohlwollend gezeichnet. Das gilt vor allem für Kardinal Federigo: die »unerschöpfliche Menschenliebe dieses Mannes offenbarte sich nicht nur im Geben, sondern in seinem ganzen Wesen überhaupt« (442). Sein Geben zeigt sich in der Hungersnot, als er aus eigenen Mitteln Lebensmittel an Hungernde verteilt. Und seine barmherzige seelsorgerliche Weisheit zeigt sich im Bußgespräch mit dem Ungenannten (431–454) sowie in der Ermahnung des seinem priesterlichen Auftrag nicht gerecht werdenden Abbondio (501–518). Immer geht es Federigo um Hinwendung zu Bedürftigen. Gerade angesichts der Hoffnungslosigkeit vieler Mitbürger in der Pestepidemie fordert er seine Pfarrer eindringlich auf, den Erkrankten beizustehen. Er selbst geht mit gutem Beispiel voran:

»Zwar unterließ er keine Vorsicht, die ihn nicht an seiner Pflicht behinderte – worüber er auch der Geistlichkeit Belehrungen und Vorschriften gab –, zugleich aber achtete er der Gefahr nicht, ... wenn er es auf sich nehmen mußte, Gutes zu tun. Er besuchte die Lazarette, um den Kranken Trost und den Wärtern Mut zuzusprechen; er durchstreifte die Stadt, um den Siechen, die in ihre Häuser gesperrt waren, Hilfe zu bringen, ...

kurz er stürzte sich mitten in die Pest und lebte darin, bis er am Ende selbst darüber verwundert war, daß er verschont geblieben.« (629f) – Vergleichbares wird in einem etwaigen künftigen Roman über das Verhalten der Kirchen sowie von uns Pfarrerinnen und Pfarrern in Corona-Zeiten kaum zu lesen sein.

Die positiven Hauptgestalten dieses Romans sind von einer tiefen Frömmigkeit getragen, die ihnen die Kraft gibt, in Hungersnot und Pestepidemie das sittlich Gebotene zu tun. Sittlichkeit wird hier verstanden als gelebter Ausdruck des Glaubens. Dieser Glaube schenkt zugleich Zuversicht in Extremsituationen, Glaube ist somit eine Quelle von Resilienz. Diese Haltung ist durchaus verwandt mit jener lutherischen Theologie, die Paul Gerhardt als Zeitgenosse der Romanfiguren zu »Befehl du deine Wege« (EG 361) verdichtet hat.

Ganz am Ende des Buches stimmt Manzoni jener Schlussfolgerung zu, »mag sie auch von Leuten geringer Herkunft gefunden sein«, die Renzo und Lucia so zusammenfassen: Sie haben erfahren, dass trotz aller Vorsicht ein Unglück sich letztlich nicht verhindern lässt, vertrauen aber darauf, »daß es endlich, wenn es, verschuldet oder unverschuldet, hereinbricht, durch das Vertrauen auf Gott gemildert und einem besseren Leben dienstbar gemacht werden kann.« (750)

### 3. Edgar Allan Poe: Die Maske des roten Todes (1842)

Merkwürdige und gruselige Todesfälle jedweder Art gehören zu den Eigenarten im Werk des Amerikaners Edgar Allen Poe, so auch in seiner Erzählung »Die Maske des roten Todes«<sup>3</sup>.

»Der ›Rote Tod‹ hatte längst das Land verheert. Nicht eine Pestilenz war je so voll Verderben, so scheußlich graus gewesen.« So beginnt die Erzählung um Fürst Prospero. »Als seine Lande halb entvölkert waren, fordert er wohl tausend gesund und frohmütige Freunde unter den Rittern und Damen seines Hofes vor sein Angesicht, und mit ihnen zog er in die Abgeschiedenheit einer seiner befestigten Abteien zurück.« Essen und Trinken waren reichlich vorhanden. »Die Welt da draußen konnte für sich selber sorgen.« (376) Wochenlang wird gefeiert. Nach einem halben Jahr lädt der Fürst ein zu einem »Maskenball von allerhöchster Pracht. Es war ein zügelloses wollüstliches Schauspiel, dieses Maskenfest.« (377) Doch plötzlich kippt die Stimmung, als ein unheimlich Verkleideter erscheint, gehüllt in ein blutbespritztes Grabtuch und verborgen



hinter einer Leichenmaske: »die Urgestalt des Roten Todes« (382). Der zornige Fürst fordert seine Höflinge auf, den Fremden zu ergreifen und aufzuhängen, doch keiner seiner erbleichten Freunde wagt das. Da eilt der mit einem gezogenen Dolch bewaffnete Prospero selber dem Unheimlichen entgegen, erschrickt allerdings im wahrsten Wortsinn zu Tode, als dieser ihn anblickt. Nun endlich stürzen sich eine Festgäste auf jene furchterregende Gestalt, und es »befiel ein unaussprechlich' Grauen sie, da sie die Grabeslaken und die leichengleiche Maske, die sie so rüde ungestüm anfaßten, unbewohnt fanden von jeglicher greifbaren Gestalt.« (383) Und »in den blutbetauten Hallen ihres Schwelggelags« sterben alsbald alle Gäste, »und der Rote Tod hielt grenzenlose Herrschaft über allem.« (384)

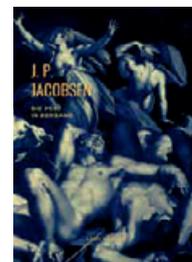
Die Ausgangslage dieser Geschichte erinnert an Rodrigos Todesumstände in Manzonis Roman. Und in der Tat wird jene Szene als eine von mehreren möglichen Motivquellen für Poe angenommen (vgl. 436). Und bereits 1835 findet sich in Poes Erzählung »König Pest«<sup>4</sup> eine gewisse Parallele, hier allerdings nicht als unheimliche Geschichte, sondern als Burleske gestaltet, die im 14. Jahrhundert spielt. – Zwei Matrosen betrinken sich im Londoner Hafenviertel und wollen ihre Zeche prellen. Auf ihrer Flucht geraten sie in einen abgesperrten Pestbezirk. Im Weinkeller eines Leichenbestatters stoßen sie auf eine Gesellschaft von je drei betrunkenen Damen und Herren, die sich mit Titeln der königlichen Familie schmücken. Es kommt zum Streit, in dessen Verlauf die Matrosen slapstickartig den Weinkeller auseinandernehmen, den drei Männer und einer der Frauen unter anderem mit Skelettknochen den Garaus bereiten und jeder mit einer »Dame« das Weite sucht.

»Die Maske des roten Todes« ist scheinbar eine reine Schauergeschichte und doch hat sie hintergründig eine ethische, ja sogar eine theologische, wenn auch nicht unbedingt christliche Komponente. Das Ansinen, sich der Pestgefahr durch abgeschottete Feierlichkeiten zu entziehen, erscheint als direkte Umsetzung jener Redewendung, die Paulus in 1. Korinther 15,32 zitiert: »Lasst uns essen und trinken; denn morgen sind wir tot!« Allerdings will die feiernde Gesellschaft »morgen« gerade nicht tot sein, glaubt sie doch, dem Pesttod ein Schnippchen schlagen zu können. Die für einen schlechten Scherz gehaltene Todesgestalt erweist sich als bitterer Ernst, als todernst. Fast ist es so, als wolle die unheimliche Gestalt in Abwandlung von Galater 6,7 sagen: Irret euch nicht, der Pesttod lässt sich nicht spotten! Und da die Todesgestalt physisch nicht greifbar ist, erscheint sie als metaphysische Gestalt, die über die Feiernden ein apokalyptisches Todesurteil fällt. Damit ist zugleich die ethische

Komponente der Erzählung benannt. Der unsoziale Hedonismus von Prospero und seinen Mitfeiernden ist Ausdruck gewissenloser Unsittlichkeit, die gnadenlos bestraft wird. Von daher illustriert diese Geschichte die Wiederherstellung von Sittlichkeit durch Bestrafung von Unsittlichkeit.

#### 4. Jens Peter Jacobsen: Die Pest in Bergamo (1882)

Bergamo ist in der Corona-Krise fast so etwas wie ein Symbolort geworden für das Wüten und die Todeskraft dieses Virus. Interessanterweise siedelt auch der dänische Autor Jens Peter Jacobsen seine Seuchenerzählung »Die Pest in Bergamo«<sup>5</sup> hier an. Wann die Erzählung spielt, wird nicht genannt und ist auch unerheblich, denn die sich in ihr ausdrückende Überzeugung ist für Jacobsen zeitlos gültig; sie ist das Ergebnis seiner eigenen religiösen Zweifel, in denen er sich zum Atheisten entwickelt.



»Eines Tages brach die Pest aus« in Bergamo, sie zerstört die Normalität des Zusammenlebens: »Was immer an Ordnung und ordentlichem Regiment gewesen sein mochte, das schien die Erde verschluckt und dafür das Ärgste ausgespien zu haben.« (76) Anfangs hatten die Bewohner sich noch hingebungsvoll um Erkrankte und Verstorbene gekümmert, und »täglich waren sie vor Gott getreten mit ihren flehentlichen Gebeten; ... Jedoch das half alles nichts; da war nichts, was half.« Das Volk begriff, »daß der Himmel entweder nicht helfen wollte oder konnte« (77). Egoismus und Unmoral in jeder Form werden verzweifelt ausgelebt.

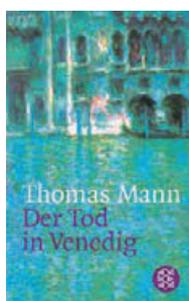
Da kommt eines Tages eine große Prozession von Flagellanten in die Stadt, ein Miserere singend. Doch sie wird verhöhnt, Betrunkene führen sie in den Dom, parodieren die Messe. Dann ergreift ein junger Mönch das Wort und setzt an zu einer Predigt, in welcher er die Schrecken der Hölle ausmalt. Und dann erzählt er anschaulich die Geschichte von Jesu Kreuzigung nach. Als er zu der Stelle kommt, an welcher der Gekreuzigte verhöhnt wird, verlässt er die biblische Vorlage und fährt stattdessen fort: »Da ergrimmte Gottes eingeborener Sohn in seinem Innern und sah, sie waren nicht der Erlösung wert, diese Haufen, die unsere Erde bevölkern.« Darum steigt Jesus vom Kreuz herab: »Der Veröhnung großes Wer wurde niemals vollbracht. Es ist kein Mittler zwischen Gott und uns; kein Jesus ist für uns am Kreuz gestorben« (84). Dann verlassen die Flagellanten Dom und Stadt, »und die aus Alt-Bergamo starteten ihnen nach« (85), während die Sonne versinkt.

So kurz diese Erzählung auch ist, so eindrücklich hallt sie nach. Die Pest zerbricht zuerst religiöse

Gewissheiten und dann auch soziale Ordnungen. Chaos herrscht, Sittlichkeit ist nicht mehr erkennbar. Und das Verstörende ist, dass es Büsser sind und ein Mönch, welche die Drohbotschaft einer unerlösten Welt verkündigen. Unterschwellig stellt diese abgründige Erzählung die Frage: Wie ist es eigentlich bestellt um die Tragfähigkeit sozialer Ordnungen, sittlicher Fundierungen und religiöser Überzeugungen, wenn sie dem Lackmusest einer Extremsituation, wie sie eine Seuche darstellt, nicht standhalten? Wie müssten sie sich ändern, um ihre Überzeugungskraft nicht zu verlieren? Und was könnte gegebenenfalls an ihre Stelle treten? Vor allem aber drängt sich die Frage auf, ob es nicht gerade die Wirkungslosigkeit des Glaubens ist, welche den sittlichen Verfall begünstigt oder gar hervorruft; darauf wird unten im Teil 8 näher eingegangen.

### 5. Thomas Mann: Der Tod in Venedig (1912)

Die erste literarische Arbeit im 20. Jahrhundert, in welchem eine Seuche mit handlungsbestimmend wirkt, ist Thomas Manns Novelle »Der Tod in Venedig«<sup>6</sup> von. Ihr Protagonist ist der alternde, seit langem verwitwete Schriftsteller Gustav von Aschenbach. Er ist übrigens Gustav Mahler nachgebildet, weshalb es naheliegend war, dass Luchino Visconti 1971 seiner kongenialen opulenten Verfilmung der Novelle dessen symphonische Kompositionen unterlegt hat. Die Novelle ist überaus kunstvoll gestaltet mit zahlreichen Binnenbezügen, anscheinend beiläufigen frühen Hinweisen auf späteres Geschehen sowie literarischen und philosophischen Anspielungen und Zitaten. Die anspruchsvolle Sprache mag beim ersten Lesen recht artifiziell, ja manieriert erscheinen, ist aber dem beschriebenen hoch gebildeten und sensiblen Künstler durchaus angemessen.



Aschenbach ist ein erfolgreicher Schriftsteller. Er ist bei seiner Arbeit diszipliniert und willensstark, geprägt »durch Vernunft und von jung auf geübte Selbstzucht« (177), was er als »Sieg seiner Moralität« (181) versteht. Nun spürt er plötzlich »eine Sehnsucht ins Ferne und Neue, diese Begierde nach Befreiung, Entbürdung und Vergessen« (177). Er verreist und findet sich auf der Suche nach einem Erholungsort ungewollt am Lido von Venedig wieder. In seinem Hotel wird er auf den 14-jährigen Tazio aufmerksam, der mit seiner polnischen Familie dort ebenfalls zu Gast ist. »Mit Erstaunen bemerkte Aschenbach, daß der Knabe vollkommen schön war« (198), »vormännlich hold und

herb« (207). Der Junge übt einen solchen Reiz auf den Schriftsteller aus, dass er den Anblick »der holden Erscheinung« (217) bewusst sucht; er beobachtet ihn, folgt ihm aus der Ferne, versucht ihm zu gefallen. Einmal steht er kurz davor, ihn anzusprechen, traut sich dann jedoch nicht, »versagt, verzichtet und geht gesenkten Hauptes vorüber.« (223) Die größte Nähe zwischen beiden entsteht, als Tazio ein einziges Mal Aschenbach kurz anlächelt, welcher daraufhin für sich selbst »unmöglich hier, absurd, verworfen, lächerlich und heilig doch« die Worte flüstert: »Ich liebe dich!« (228)

Da erreicht eine aus Indien kommende Cholera-Epidemie auch Venedig. Die Touristen sollen nicht abreisen, weshalb man ihnen die Wahrheit vorenthält, redet bei Nachfragen lediglich von einem an sich harmlosen durch den Scirocco verursachten Übel. Nur mühsam gelingt es Aschenbach, nähere Kenntnisse über die Cholera und ihre Verbreitung zu erlangen. Als ein Engländer ihn zur raschen Flucht rät, ringt Aschenbach, »der Verwirrte« (232), mit sich, ob er Tazios Familie warnen soll, befürchtet jedoch deren Abreise. Er unterlässt das und bleibt selber ebenfalls im Badehotel, um weiterhin Tazio sehen zu können. Schließlich erkrankt auch Aschenbach an der Cholera. In einem Liegestuhl am Strand betrachtet er sterbend ein letztes Mal den im Wasser stehenden Jungen, dabei davon träumend, dieser winke ihm zu. »Und wie so oft, machte er sich auf, ihm zu folgen.« (254)

Mich interessieren jetzt nicht die nicht wenigen autobiographischen Anspielungen in dieser Novelle, etwa die eigene homoerotische Neigung ihres Autors. Einzig und allein blicke ich darauf, in welcher Weise in ihr ein durch die Epidemie entstandener ethischer Konflikt gelöst wird. Es ist dies ein Konflikt zwischen Sittlichkeit und Sinnlichkeit. Die Sittlichkeit nämlich gebietet eigentlich, auch Tazios Familie über die Gefahren der sich ausbreitenden Cholera alsbald zu informieren. Dies geschehe nicht unter der schmerzenden Voraussetzung, dass sie dann abreist, sondern gerade damit sie abreist, denn nur auf diese Weise könnte Tazio vor einer möglichen Infektion geschützt werden. Der strenge Aschenbach hingegen, der sich bereits zuvor in seinem Gebaren selber immer mehr entwürdigt hat, entwürdigt sich schließlich auch seiner Sittlichkeit, indem er sich allein von seiner Sinnlichkeit leiten lässt. Um sich dem aus der Ferne geliebten Tazio weiter nähern zu können, warnt er ihn nicht. Um der eigenen erotischen Sehnsucht willen sucht Aschenbach ihn nicht zu schützen, sondern liefert ihn schutzlos der Cholera aus. Die geflüsterte Liebeserklärung hört nur der Sprechende selber, sie ist somit zugleich Ausdruck von Eigenliebe: Ich liebe mich. Wirkliche

Liebe sähe anders aus, würde sie doch alles daran setzen, das geliebte Gegenüber vor Schaden zu bewahren.

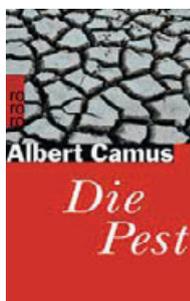
Aschenbach wird vorgestellt als ein Künstler im Elfenbeinturm; hier wird er zum »Schöpfer jener starken Erzählung«, die »einer ganzen dankbaren Jugend die Möglichkeit sittlicher Entschlossenheit« (179) aufzeigt. Nun muss sich Aschenbach in den vielleicht ersten wirklich bedeutsamen sittlichen Konflikten seines Lebens bewähren. Die Frage, wie weit die homoerotische Anziehung eines 14-Jährigen auf einen Erwachsenen gehen darf, ist trotz ihrer Brisanz und in einer Zeit, in der Homosexualität verpönt war, in dieser Novelle nachrangig. Wichtiger ist die Tatsache, dass hier die ausschließlich selbstbezogenen Interessen über die sittliche Verpflichtung, drohende Lebensgefahr für einen anderen und zudem angeblich geliebten Menschen abzuwenden, gestellt werden. – Möglicherweise ist damit die Struktur einer Konfliktsituation vorgezeichnet, die sich auch in der Literatur zum Thema »Liebe im Zeitalter von Aids« entdecken lässt.

Nun ist es nicht Tadzio, der an der Cholera stirbt, sondern Aschenbach. Da hat er nun die gerechte Strafe erhalten für seinen Egoismus, mag man denken. Eine solche metaphysische Überlegung allerdings findet sich nicht in der Novelle. In ihr geht es ja nicht darum, warum es die Cholera überhaupt gibt, sondern sie schildert, wie ein an sich von Sittlichkeit geprägter Mensch sich dieser schrittweise entledigt, um sie einer im Alter überraschend aufbrechenden Sinnlichkeit zu opfern. Manns Novelle lese ich nicht als Kritik an dieser Sinnlichkeit als solcher, sondern daran, dass in der Sinnlichkeit die sittliche Orientierung verloren geht. Manns Novelle zeigt mithin, wie dünn die Schicht der Sittlichkeit sein kann, ehe sie in einer existenziellen oder auch politischen Konfliktsituation abbröckelt. Sie deutet damit ungeahnt an, was sich kurz darauf ab 1914 in noch viel erschreckender und grausamerer Weise in Weltkriegen und Diktaturen zeigen wird.

## 6. Albert Camus: Die Pest (1947)

Der Roman »Die Pest«<sup>7</sup> von Albert Camus ist zum Klassiker und nicht selten zur Schullektüre geworden. Das liegt kaum an der eher spröden Sprache, die mir beim Wiederlesen nach Jahrzehnten auffällt, sondern vor allem an der philosophischen Antwort auf die durch die Pest implizit gestellte Frage, welche Folgen sich aus ihr für das Denken und Handeln ergeben.

Die Geschichte ereignet sich im algerischen Oran anfangs der 1940er Jahren und somit in der Gegen-



wart des Autors. Am Anfang ist es eine einzelne tote Ratte, über die der Arzt Dr. Bernard Rieux eines Morgens stolpert, doch bald nimmt ihre Zahl überall in der Stadt zu. Und dann sind es die ersten Patienten, die ein eigenartiges Krankheitsbild aufzeigen; kurz darauf sterben einige von ihnen. Als es immer mehr werden, erkennen Ärzte die Pest als Verursacherin. Die Stadtverwaltung beschwichtigt anfangs, doch Rieux fordert, »daß durchgreifende Maßnahmen erforderlich sind, nicht Phrasen« (39). Dann beschließt die Regierung: »Pestzustand erklären, Stadt schließen.« (40) Nicht wenige Bürger empfinden das als Verbannung, zumal »die größten Schwarzseher« (44) als deren Dauer ein halbes Jahr annehmen. »In dieser äußersten Einsamkeit konnte niemand auf die Hilfe der Nachbarn zählen, und jeder blieb mit seinen Gedanken allein.« (46) Die Stimmung vieler ist wetterabhängig: die Sonne bringt helle, der Regen trübe Gedanken.

Die Kirchenbehörden beschließen »eine Woche des gemeinschaftlichen Gebetes« (56) mit einer Festmesse zu Ehren des Pestheiligen Sankt Rochus zum Abschluss. In der vollbesetzten Kathedrale beginnt der Jesuitenpater Paneloux seine Predigt mit den Worten: »Meine Brüder, ihr seid im Unglück, meine Brüder, ihr habt es verdient.« (57) Er versteht die Pest als göttliche Strafe für gottlos lebende Menschen. Zugleich aber ist sie Ausdruck göttlichen Erbarmens: »Sogar die Geißel, die euch martert, erhebt euch noch und zeigt euch den Weg.« (59) In einem Gespräch über die Predigt mit seinem Nachbarn Jean Tarrou erläutert Rieux, dass für ihn die Pest nur in einem sehr eingeschränkten Sinn etwas Gutes bewirken kann: »Wie alle Krankheiten auf dieser Erde. Aber was für die Übel dieser Welt gilt, das gilt auch für die Pest. Das kann ein paar wenigen dazu helfen, größer zu werden. Wer jedoch das Elend und den Schmerz sieht, die die Pest bringt, muß wahnsinnig, blind oder feige sein, um sich mit ihr abzufinden.« (75) Aber auch für Rieux bedeutet die Pest trotz seiner unermüdlichen Heilungsbemühen etwas, nämlich »eine endlose Niederlage.« (77) Er verneint die Frage, ob er an Gott glaube: »Ich tappe im Dunkeln und versuche dennoch, klar zu sehen.« (75) Und er fügt hinzu: »Wenn er an einen allmächtigen Gott glaubte, würde er aufhören, Menschen zu heilen, und diese Sorge ihm überlassen.« (76)

Der Priester ist für den Arzt »ein Büchermensch. Er hat nicht genug sterben sehen, und deshalb spricht er im Namen einer Wahrheit. Aber der geringste Priester, der auf dem Lande seine Gemeinde betreut und dem Atem eines Sterbenden gelauscht hat, denkt wie ich. Er wird dem Elend zu steuern versuchen, ehe er es unternimmt, seine Vorzüge aufzuzeigen.« (75) Ein paar Monate darauf treffen sich beide am Bett eines sterbenden Kindes. Es leidet entsetzlich unter einem

Fieberanfall. »Als der Anfall vorüber war, nahm das erschöpfte Kind mit seinen verkrampften, knochigen Armen und Beinen, die in achtundvierzig Stunden völlig abgemagert waren, im zerwühlten Bett die groteske Stellung eines Gekreuzigten ein.« (126) Nach dessen Tod reagiert der besonnene Rieux ungewohnt heftig auf Paneloux: »Ah! Der wenigstens war unschuldig, das wissen Sie wohl!« (128) Dieser murmelt: »Es ist empörend, weil es unser Maß übersteigt. Aber vielleicht sollten wir lieben, was wir nicht begreifen können.« (128) Der Arzt protestiert: »Ich werde mich bis in den Tod hinein weigern, die Schöpfung zu lieben, in der Kinder gemartert werden.« (129) Gleichwohl kommen beide sich jetzt näher, akzeptieren einander in ihren unterschiedlichen Aufgaben: dem einen geht es um das Seelenheil, dem anderen um die körperliche Heilung der Menschen. »Was ich hasse, sind der Tod und das Böse«, sagt Rieux zu Paneloux, »und ob Sie es wollen oder nicht, wir stehen zusammen, um beides zu erleiden und zu bekämpfen.« Und dabei die Hand des Priesters haltend fügt der Arzt, ohne ihn dabei anzuschauen, hinzu: »Jetzt kann Gott selber uns nicht scheiden.« (129)

Paneloux wird Mitglied in einer freiwilligen Sanitätsgruppe. Und er lädt Rieux an, sich eine weitere Predigt von ihm anzuhören. Jetzt will er die Pest nicht mehr erklären, wohl aber aus ihr lernen. Er will das Leiden und Sterben eines Kindes nicht durch den Hinweis auf die himmlischen Freuden in der Ewigkeit abmildern. In einem solchen Fall erleichtert Gott das Leben nicht, im Gegenteil. »Hier drückte er uns im Gegenteil an die Wand. ... Denn wer konnte schon behaupten, daß eine ewig dauernde Freude einen Augenblick menschlichen Schmerzes aufwog? Jedenfalls kein Christ, dessen Schmerz der Meister in seinen Gliedern und seiner Seele empfunden hat.« (132) Der Prediger »ahnte wohl, daß man das beängstigende Wort Fatalismus aussprechen werde. Nun denn, er wich auch vor diesem Ausdruck nicht zurück, wenn man ihm bloß gestattete, das Adjektiv ›tätig‹ hinzuzufügen.« (133) Und dies bedeutet: »Man mußte nur beginnen, in der Finsternis vorwärts zu gehen, ein wenig tastend, und versuchen, Gutes zu tun ... und sich willig ganz Gott anzubefehlen.« (134) – Als Rieux nach dem Gottesdienst die Kirche verlässt, »blies ein heftiger Wind durch die halboffene Tür den Gläubigen gerade ins Gesicht.« (135)

Paneloux, der treu an der Pest Erkrankte und Sterbende begleitet, stirbt bald darauf selber. Und auch Rieux' Freund Tarrou, der den Sanitätsdienst ins Leben gerufen hat, wird an der Pest sterben, absurderweise als die Epidemie nach gut einem Jahr bereits fast ganz abgeklungen ist. Auch er glaubt nicht an Gott, möchte aber wissen: »Kann man ohne Gott ein Heiliger sein?«

Worauf Rieux ihm antwortet: »Ich glaube, daß ich am Heldentum und an der Heiligkeit keinen Geschmack finde. Was mich interessiert, ist, ein Mensch zu sein.« (151)

Lediglich einen kleinen Ausschnitt aus diesem großen Roman habe ich hier wiedergegeben, nämlich seine philosophischen und theologischen Gedanken. Anderes entfällt dabei: beispielsweise die Reaktionen der Behörden und Regierung auf die Epidemie, die in vielem an das erinnern, was uns durch die Corona-Krise vertraut geworden ist; die unterschiedlichen Reaktionen und widerstreitenden Stimmungslager der Bewohner Orans, die sich in ähnlicher Weise in unseren Corona-Zeiten beobachten lassen; oder auch der an bestimmte Situationen in Italien oder Spanien erinnernden Umgang mit der kaum zu bewältigenden Menge an Verstorbenen, die ohne Trauerfeiern in Massengräbern beigesetzt werden. Allein alles dieses macht diesen Roman aktuell.

Allerdings: Camus geht es nicht um eine naturalistische Schilderung der Pest und ihrer Ausbreitung. Gleichsam als Interpretationshilfe steht nämlich vor dem ersten Kapitel ein Zitat von Daniel Defoe: »Es ist ebenso vernünftig, eine Art Gefangenschaft durch eine andere darzustellen, wie irgendetwas wirklich Vorhandenes durch etwas, das es nicht gibt.« (5) Von besonderem Interesse ist hier der erste Satzteil; er beinhaltet, dass der Roman als Parabel zu begreifen ist. Camus beschreibt die Gefangenschaft durch die Pest. Zugleich geht es ihm aber um die Gefangenschaft durch die Pest des Nationalsozialismus oder durch die Pest von Faschismus und Diktaturen. Er arbeitet ab 1941 fünf Jahre an diesem Buch, also genau in jener Zeit, in der die deutsche Wehrmacht Frankreich besetzt hält. Von daher mag die literarische Form der Parabel eine Art Selbstschutz gewesen sein, wie sie auch andere in Diktaturen Schreibende benutzt haben. Zu lesen ist der Roman also nicht zuletzt als Aufforderung, sich am Kampf gegen die politische Pest zu beteiligen, also in der Résistance mitzuarbeiten.

Halboffene Hinweise auf diese Zielrichtung finden sich durchaus im Roman. Ziemlich zu Anfang heißt es: »Es hat auf der Erde ebensoviele Pestseuchen wie Kriege gegeben. Und doch finden Pest und Kriege die Menschen immer gleich wehrlos. Dr. Rieux stand der Pest ebenso unvorbereitet gegenüber wie unsere übrigen Mitbürger, und so muß man sein Zögern verstehen.« (24) Nach dem Krieg musste Camus sich den Vorwurf gefallen lassen, seine Entscheidung für Aktivitäten im Widerstand erst ziemlich spät getroffen zu haben. Da sein Roman erst zum Kriegsende fertiggestellt war, kann es Camus nun nicht mehr um einen Aufruf zum Widerstand in einer gerade gegenwärtigen politischen Pest gehen, sondern um die innere Vorbe-

reitung auf eine künftige. Und dabei hat Camus mehr im Blick als das besiegte Regime der Nationalsozialisten und seiner französischen Helfer. In seinem Tagebuch notiert er während der Arbeit am Roman: »Ich will mit der Pest das Ersticken ausdrücken, an dem wir gelitten haben, und die Atmosphäre der Bedrohung und des Verbanntseins, in der wir gelebt haben. Ich will zugleich diese Deutung auf das Dasein überhaupt ausdehnen.«<sup>8</sup> Und in einem Brief erläutert Camus 1948: »Es gibt drei verschiedene Lesearten für *Die Pest*. Sie ist sowohl die Chronik einer Epidemie als auch Symbol der Besatzung durch die Nazis (und Abbild jeder totalitären Herrschaft) und drittens die konkrete Veranschaulichung eines metaphysischen Problems, das des Bösen«<sup>9</sup>

In einem langen Gespräch erklärt Tarrou seinem Freund Rieux, warum er am Kampf gegen die Seuche gerade in diesem Sinne teilnimmt, weil nämlich »jeder die Pest in sich trägt, weil kein Mensch ... davon frei ist.« (149) Eindeutig handelt es sich dabei um Camus eigene Überzeugung. Tarrou lehnt die Todesstrafe entschieden ab, seitdem er Zeuge der Grausamkeit einer Hinrichtung wurde. Er konnte der Begründung nicht länger Glauben schenken, »diese wenigen Toten seien notwendig, um eine Welt herbeizuführen, in der niemand getötet würde«; eine derartige Begründung ist selber »verpestet« (148). Darum hat er sich entschlossen, »keines Menschen Todfeind zu sein. Ich weiß nur, daß man alles Nötige tun muß, um nicht mehr an der Pest zu erkranken und daß nur darin eine Hoffnung auf Frieden liegt oder doch wenigstens auf einen guten Tod. ... Und darum habe ich beschlossen, alles abzulehnen, was von nah oder fern, aus guten oder schlechten Gründen, tötet oder rechtfertigt, daß getötet wird.« (149)

Diese pazifistische Haltung vertritt Camus vehement in den politischen und literarischen Auseinandersetzungen der 1950er Jahre. Und genau hierin liegt ein wesentlicher Anlass für seine wachsende Distanz zu Jean-Paul Sartre, verteidigt dieser doch das Recht auf bewaffneten Widerstand etwa in revolutionären Befreiungskämpfen. Ein Parteigänger Sartres polemisiert, »Camus' Roman transportiere eine Rotkreuzmoral.«<sup>10</sup> Diese Schmähung zeugt von ähnlicher Geistesbeschränktheit wie die heutzutage gebräuchliche vom Gutmenschen. Will man anstelle von sich um Gutes mühende Menschen lieber böse? Und wie viel humaner ginge es zu, wenn in zwischenstaatlichen Konflikten die Regeln des Roten Kreuzes eingehalten würden.

Im Roman gibt es einige direkte und indirekte autobiografische Bezüge. Rieux's Frau beispielsweise ist nicht in Oran, sondern zur Kur in Frankreich. Im wirklichen Leben war es umgekehrt, Camus Frau blieb in Algerien, während er zur Linderung seiner

ihn seit Jugendtagen immer wieder quälenden Tuberkulose Linderung in Frankreich suchte. Er kommt für etwa ein Jahr in Le Panelier unter, einem kleinen abgelegenen Dorf in einer Hochebene der Cevennen. Nur vier Kilometer entfernt davon liegt das Dorf Le Chambon. Die Gegend um dieses Dorf herum ist konfessionsmäßig so etwas wie eine Enklave der Reformierten Kirche Frankreichs, in der auch viele Darbyisten Zuflucht gefunden haben. Hier wirkt ab 1934 der pazifistisch gesonnene reformierte Pastor André Trocmé mit seiner Frau Magda<sup>11</sup>. Auf ihre Initiative hin werden über die Jahre Tausende von jüdischen Menschen vor der drohenden Deportation bewahrt. Zwar hat Camus das Nachbardorf wohl nicht selber besucht, aber von den mutigen Menschen dort hört er. Offenbar ist er von ihnen derart beeindruckt, dass einige ihrer Namen und Charaktere leicht verschlüsselt in der »Pest« gebraucht<sup>12</sup>. Aus dem Ortsnamen Panelier wird Paneloux, der Name des Jesuiten. Ein Arzt in Chambon heißt Rioux, aus ihm wird Dr. Rieux. Dieser wiederum ist in seinem widerständigen Charakter interessanterweise dem anderen Arzt in Chambon nachgebildet, der Le Forestier heißt, allerdings tief gläubig ist und der ebenso alt ist wie Rieux. Und schließlich gibt es im Roman den Rathausangestellten Grand, durch welchen Camus den Bauern Joseph Grand aus Panelier ehrt, der als einfacher Mann das ethisch Richtige tut.

Ein weiterer autobiografischer Bezug findet sich in der Person des Jesuiten Paneloux. Dieser ist kein Gemeindepfarrer, sondern er forscht über Augustinus. Genau das hat auch Camus 1936 in seiner philosophischen Diplomarbeit unter dem Titel »Christliche Metaphysik und Neuplatonismus« getan<sup>13</sup>. In ihr vertritt er eine Überzeugung, die sich auch in der »Pest« erkennen lässt: »Camus zeigt eine klare Neigung zum Christentum ... ohne Gott. Er verherrlicht die Pflichterfüllung in der Welt, mißtraut aber dem christlichen Glauben an die Vorsehung«<sup>14</sup>.

Es wäre falsch, aufgrund dieses ambivalenten Befundes Camus christlich zu vereinnahmen. Gleichwohl gilt nicht nur für »Die Pest«: »Die Vorstellung von einem Gott, an den er nicht glauben konnte, verfolgte ihn.«<sup>15</sup> Darin stimme ich seinem Biografen zu, widerspreche jedoch seiner Behauptung, dieses Buch sei »nicht a-christlich, aber es ist – sehr gelassen und didaktisch – das antichristlichste Buch Camus'«<sup>16</sup> Gewiss versteht Rieux sich als Nicht-Christ, gleichwohl schließt er am Ende mit dem Jesuiten einen Bund, seit der Augustinus-Spezialist seine auf ihn gründende dogmatische Überzeugung verlassen hat. Augustinus nämlich, so hält Camus in seinem Tagebuch fest, ist »der einzige christliche Denker von Format, der dem Problem des Bösen ins Gesicht geblickt hat«. Allerdings hat er »daraus den schrecklichen Schluß des

›Nemo Bonus‹ gezogen«, und seither stehen die Christen »dem Bösen empört oder ergeben gegenüber«<sup>17</sup>. Gemeinsam mit Paneloux bekämpft er das Böse, weshalb die unterschiedliche philosophische und theologische Begründung beider in den Hintergrund tritt. Fast kann man von einer im Handeln begründeten versöhnten Verschiedenheit beider sprechen. Oder man mag an Dietrich Bonhoeffers vielzitierten Worte vom Mai 1944 erinnern: »Unser Christsein wird heute nur in zweierlei bestehen: im Beten und im Tun des Gerechten unter den Menschen.«<sup>18</sup> Danach ist der das Gerechte tuende, jedoch nicht betende Camus in der Tat kein Christ, aber er kämpft Seite an Seite mit einem betenden Priester, allerdings nicht weil, sondern eher obwohl dieser betet.

Nach meiner Beurteilung jedenfalls steht Camus nicht allzu fern von jener christlichen Ethik, der es um Gerechtigkeit und deren Durchsetzung geht. In einer der »Pest« vorangehenden Schaffensphase sieht Camus die Welt vornehmlich als absurd, also ohne Sinn. Diese Sicht könnte den Einzelnen in den Egoismus treiben, in die Resignation oder gar in den Suicid.<sup>19</sup> Jetzt fragt Camus, welche nicht-religiösen Maßstäbe – um nicht zu sagen: Gebote – es für ein verantwortliches Handeln geben kann. Er findet diese, zunächst ex negativo, im aktiven Kampf gegen das Böse und dann in dessen Erläuterung positiv im Eintreten für Gewaltlosigkeit, Versöhnung und Frieden. – Ging es Mann um den Konflikt zwischen Sittlichkeit und Sinnlichkeit, so arbeitet Camus sich ab am Spannungsverhältnis von Sittlichkeit und Sinnlosigkeit.

Zwei wider den aktuellen kirchlichen Corona-Zeitgeist löckende Stachel in der »Pest« will ich nicht unterschlagen. In seiner zweiten Predigt polemisiert Pater Paneloux gegen »jene Mönche in Kairo, die während der Epidemien des letzten Jahrhunderts bei der Kommunion die Hostie mit einer Pinzette anfaßten« (133), um sich selber vor Ansteckungen zu schützen. Ausdrücklich warnt der Prediger davor, die Vorsichtsmaßnahmen der Gesellschaft rundweg abzulehnen. Gleichwohl beharrt er darauf, ein Christenmensch und zumal ein Priester müsse seiner Aufgabe treu bleiben.

Nun, die kritisierten Mönche feierten immerhin noch die Eucharistie mit ihrer Gemeinde. Wir Heutigen hingegen klagen bestenfalls verhalten darüber, dass Menschen auf Trost und Erbauung in Gottesdiensten verzichten müssen, zur gleichen Zeit aber Baumärkte geöffnet haben. Baumärkte und auch Blumengeschäfte gelten damit offenbar als systemrelevant, die Kirchen anscheinend als systemirrelevant. Wir nehmen es hin, dass mancherorts lediglich fünf Angehörige an Trauerfeiern am Grab teilnehmen dürfen, während fünfzig Menschen in Supermärkte einkaufen können. Wir sind als Kirche geradezu vorbildlich

staatstragend, während wir meinen, die Lasten anderer auf digitalem Wege hinreichend mittragen zu können. Der Verzicht auf Begleitung Erkrankter oder gar Sterbender in Kliniken oder Pflegeeinrichtungen wird von uns anscheinend protestlos hingenommen, ganz so, als sei das Seelenheil nicht ebenso wichtig wie die körperliche Heilung. Wir machen uns damit schuldig an jenen unmittelbar Betroffenen, die das anders empfinden, mögen sie auch in der Minderheit sein. Wenn in Zeiten vor Corona pastorale Besuche auf Intensivstationen in entsprechender Schutzkleidung möglich waren, warum sollten sie unter den Bedingungen von Corona unmöglich sein?

Natürlich haben auch wir Pfarrerinnen und Pfarrer geradezu die Pflicht, uns selber vor Infektionen zu schützen, aber das darf doch nicht zur beruflichen Isolierung von Betroffenen führen. Darauf weist Paneloux in einer weiteren Geschichte hin, in der es um Bischof Belsunce geht, der im 18. Jahrhundert in Marseille wirkte. Als ihm sein Kampf gegen die in der Pest wirkende Stadt aussichtslos erschien, verschanzte er sich in seiner Residenz. Die aufgebrachte Bevölkerung legte daraufhin Pesttote vor sein Haus, um auch ihn anzu stecken, und warf dabei sogar einige Leichen über die Mauern (vgl. 134). – Sehr zugespitzt und polemisch formuliert: Wahrscheinlich legt man uns Pfarrerinnen und Pfarrern im übertragenen Sinne heutzutage deshalb keine Pestleichen mehr vor das Haus, weil die Mehrheit der Bevölkerung von uns als Kirche sowieso nicht mehr viel Hilfreiches erwartet.

Und dann noch diese Einsicht des skeptischen Dr. Bernard Rieux, mit der die »Pest« endet und die leider allzu gut in unsere Gegenwart passt, in der nicht wenige trotz der Warnung von Virologen meinen, nach Corona könne das Leben so weiter gehen wie zuvor: »Er wußte, daß der Pestbazillus niemals ausstirbt oder verschwindet ... und daß vielleicht der Tag kommen wird, an dem die Pest zum Unglück und zur Belehrung der Menschen ihre Ratten wecken und erneut aussenden wird, damit sie in einer glücklichen Stadt sterben.« (182)

## 7. Andrzej Szczypiorski: Eine Messe für die Stadt Arras (1971)

Andrzej Szczypiorski, der Autor von »Eine Messe für die Stadt Arras«<sup>20</sup>, nimmt als Jugendlicher 1944 am Warschauer Aufstand teil, wird gefangengenommen und ins KZ Sachsenhausen deportiert. Gleichwohl setzt er sich später entschieden für eine Versöhnung mit Deutschland ein. Vermutlich ist



er evangelisch, befindet sein Grab sich doch auf dem Warschauer Friedhof der evangelisch-reformierten Kirche. In seinen Werken ist keine konfessionelle Prägung erkennbar.

1458 wütet die Pest in der im nordwestlichen Frankreich gelegenen Stadt Arras. Der Ort wird militärisch abgeriegelt. Empörung und Lästerung steigern sich, weil die Menschen zum Schluss kommen, »daß Gott selbst ihrer spotte.« (47) Hunger greift um sich, Hilfe von außen gibt es nicht. Natürlich sucht man sogleich nach Schuldigen: ein Jude ist bald gefunden, dann eine Hexe und dann noch ein Jude. »Alle Bürger begriffen wohl, daß die Juden ein fremdes Element sind und daß Gott eine Stadt auf eine schwere Probe stellt, wenn er sie zum Zusammenleben mit den Henkern unseres Herrn Jesus Christus verurteilt.« (30) Die ersten Hinrichtungen erfolgen, gebilligt von dem der Bürgerschaft vorstehenden Priester Albrecht. Jemand urteilt über sein Handeln: »Solche wie der da sind immer die Schlimmsten. Sie morden sündlos.« (29) Doch die tödliche Pest wütet weiter. Im Oktober 1461 kommt es zur geschichtlich verbürgten ›Vauderie d'Arras‹. In diesem blutrünstigen Wüten werden tagelang Menschen jeglichen Standes hingerichtet, weil sie Juden sind, Hexen und Häretiker oder sein sollen. Verbrechen sind an der Tagesordnung: Die Bürger »hatten ihr Gewissen an die Herde abgetreten« (142). Bald bringen sich politisch Verantwortliche gegenseitig um; die Revolution frisst nicht nur ihre Kinder, sondern auch ihre Eltern.

Da endlich kommt David, der weltzugewandte und ungläubige Fürstbischof von Utrecht, in die Stadt, um den Terror zu beenden. Dabei feiert er in der Kathedrale ein ungewöhnliches Ereignis, genannt »der Sonntag des Vergebens und Vergessens, der Tag der großen Sündentilgung« (172), darin, ebenfalls historisch belegt, »der größte Augenblick: David vergab der Stadt ihre Sünden und segnete sie; ... Der Bischof sagte: ›Was geschehen ist, ist nicht geschehen, und was war, ist nicht gewesen!‹ Und wieder segnete er die Stadt, für die er vom Herrgott, die Vergebung der Sünden und die Tilgung jeglicher Schuld erwirkt hatte.« (176)

Und alles ist wieder gut? Nein, nichts ist wieder gut, jedenfalls nicht für den Ich-Erzähler Jean. Er misstraut dieser voraussetzungslosen Schuldvergebung. Er beharrt darauf: »Die Seuche war nicht unser Werk, während wir uns die letzten Geschehnisse, denen so viele der achtbarsten Landsleute zum Opfer gefallen waren, selber zuschreiben mußten.« (174) Und er misstraut der Wirksamkeit der Sündenvergebung, denn das Volk weinte zwar während der Messe, während »die Herzen kühl blieben.« (175) Und er fragt sich: Wie viele Male hatten sie das Sakrament geschaut, wie viele Male Christus in sich aufgenommen, ihm

dabei ihren ganzen Glauben dargebracht. Und was war die Folge davon?« (175) Für ihn wurde durch die Generalabsolution für die Stadt »kein einziger Schritt vorwärts gemacht« (193).

Ähnlich wie »Die Pest« beinhaltet auch dieser Roman eine vielschichtige Parabel, die auf unterschiedliche Weise deutbar ist: als Erinnerung an die Schuld von Menschen sowohl im Faschismus wie im Stalinismus oder auch in der Französischen Revolution, denn mit Maximilien Robespierre ist einer ihrer radikalsten Protagonisten in Arras geboren. Auf jeden Fall aber geht es um die Verantwortung von Einzelnen in durch Massenbewegungen geprägten geschichtlichen Prozessen: »Jeder für sich allein« nämlich muss sich fragen: »Warum habe ich geglaubt, daß man andere Menschen in Arras töten darf?« (184) Und man muss sich der Frage stellen, inwieweit es überhaupt möglich ist, jemals aus dem Kreislauf der Gewalt auszubrechen; der Bischof jedenfalls stellt illusionslos fest: »Für Gott geschieht solches nicht zum ersten Mal auf der Welt. Und auch nicht zum letzten Mal ...« (187)<sup>21</sup>. Und naheliegend ist die Parabel auch zu lesen als Antwort auf die Frage, aus welchem Geist heraus Judengruppierungen entstehen und auf welche Weise sie anschließend (nicht) aufgearbeitet werden.

Im »Tod in Venedig« geht es um die Frage, ob und wie Sittlichkeit in einer (persönlichen) Krise sich bewährt und darin ihre prägende Kraft erhält oder verliert. In der »Messe für die Stadt Arras« geht es sozusagen um eine Einengung oder Verschärfung dieses Problems, nämlich darum, ob und wie der christliche Glaube sich in einer (gesellschaftlichen und politischen) Krise bewährt und darin seine prägende Kraft für die Einzelnen wie auch für die Gesellschaft erhält oder verliert.

Es geht mithin um den Nutzen und Nachteil des Glaubens für das Leben. Ein Nutzen des Glaubens kann in seiner ihm innewohnenden ethischen Orientierungsmöglichkeit bestehen, und er ist erst dann Glaube, wenn die Möglichkeit zur ethischen Orientierung als Angebot und Chance verstanden und deshalb ergriffen wird. Der Nachteil des Glaubens besteht darin, dass er die Verantwortung des Einzelnen für sein Tun und Lassen nicht immanent belässt, sondern die Verantwortung vor Gott stellt. Der Einzelne kann sich somit nicht selbst oder durch die Verhältnisse entschuldigen, sondern ist auf Entschuldigung durch Gott angewiesen.

Dem Glauben wird in diesem Roman ein positives ethisches Verantwortungsreservoir abgesprochen, zumindest für die Bürger von Arras, vermutlich aber grundsätzlich, denn selbst der Bischof vertritt ja eine Überzeugung von der Wiederkehr des Gleichen, nämlich des gleichen Bösen. Und es ist auffallend, dass

die Ungläubigen und Gottlosen in diesem Roman als eher gut, die Gläubigen und Frommen dagegen als eher böse vorgestellt sind. Darum die bittere Erkenntnis: »Zuviel Glaube, zuwenig Verstand!«, verbunden mit der Forderung: »Legt die Regierungsgewalt in die Hände vorurteilsfreier Menschen, die Frömmigkeit mit gesundem Menschenverstand zu vereinen wissen.« (121) Die offensichtlich ethisch folgenlos eigenommenen Gaben der Eucharistie belegen die Überflüssigkeit dieses Glaubens, dem keine biblisch begründete Gestaltungskraft mehr innewohnt.

Die eigenartige voraussetzungslose Versöhnungsfeier mit ihrer vorbehaltlosen Sündenvergebung für alle ist geradezu ein Paradebeispiel für Bonhoeffers Kritik einer unbiblischen billigen Gnade: »Billige Gnade ist die Gnade, die wir mit uns selbst haben. Billige Gnade ist Predigt der Vergebung ohne Buße, ... ist Abendmahl ohne Bekenntnis der Sünden, ist Absolution ohne persönliche Beichte. Billige Gnade ist Gnade ohne Nachfolge«<sup>22</sup>. Billige Gnade bleibt ethisch folgenlos.

Jean allerdings weiß, dass wirklicher und wirkender Glaube anders aussieht, darum weist er ja in seinem Bericht hin auf den aus seiner Sicht abzulehnenden Glaubens der meisten Bürger von Arras, ihres klerikalen Stadtoberhauptes Albrecht sowie nicht zuletzt des Fürstbischofs David. Jean hat sich immerhin »ein Fünkchen Glauben bewahrt. Nicht viel, aber es reicht für eine Anleihe auf die beste aller Welten. Dabei habe ich natürlich die berühmte Stadt Brügge im Sinn und ihre Bürger.« (198) Nicht viel, in der Tat, zumal ja keineswegs ausgeschlossen ist, dass auch Brügge einmal zu Arras werden wird.

Ausgesprochen skeptisch also ist das ethische und theologische Resümee dieses Romans, legt seine Lektüre doch nahe: Zu Halt und Orientierung in alles verändernden gesellschaftlichen Ereignissen, wie hier am Beispiel der Pest gezeigt, taugt der Glaube kaum etwas, da er der Verrohung nichts entgegensetzen kann, ja diese sogar ermöglicht und legitimiert. Gewiss lassen sich auch geschichtliche Gegenbeispiele anführen, doch leider ist es ebenso nachweisbar, dass der Glaube immer wieder genau diese kritisierte Funktion angenommen hat. Franz Overbeck hält einmal resignierend fest: »Die Kirchengeschichte lehrt, daß das Christentum ... unfähig gewesen ist, sich den Folgen auch nur einer einzigen Schwäche der menschlichen Dinge zu entziehen. Nicht ein Greuel der Geschichte ... fehlt in den Erfahrungen der Kirchengeschichte.«<sup>23</sup>

Diese Behauptung sowie die Einsicht des Romans keineswegs leugnend, will ich gleichwohl relativierend ergänzen: Dem christlichen Glauben wohnt nach den Erfahrungen der Geschichte stets beides inne, die Möglichkeit einer gelebten biblisch begründeten Sitt-

lichkeit sowie die Möglichkeit einer sich zwar christlich nennenden, in Wirklichkeit aber die biblische Sittlichkeit ignorierenden oder gar verleugnenden Sittenlosigkeit oder Unsittlichkeit.

## 8. José Saramago: Die Stadt der Blinden (1995)

In seinem Roman »Die Stadt der Blinden«<sup>24</sup> zeichnet der Portugiese José Saramago den durch eine Epidemie bedingten Verfall jeglicher Ordnung nach, dem lediglich menschliche Solidarität etwas entgegensetzen kann.

Während er an einer Ampel wartet, erblindet ein Mann urplötzlich. Als Notfall führt man ihn zu einem Augenarzt, doch der kann keine Ursache dafür ausmachen: »Ich finde nichts, Ihre Augen sind vollkommen.« (25) Doch bald darauf erblinden ebenso die anderen in der Praxis wartenden Patienten, schließlich auch der Arzt selber, dann auch weitere Menschen in der Stadt. Um deren Ausbreitung der Blindheit zu verhindern, isoliert man die Betroffenen in einer Irrenanstalt. Doch das nutzt wenig, denn gleich am ersten Tag gibt es »Hunderte von Fällen, alle gleich, alle traten auf dieselbe Weise auf, plötzlich, merkwürdigerweise ohne Verletzung, das leuchtende Weiß im Blickfeld, kein Schmerz vorher, kein Schmerz danach.« (150) Darum nennt man die Erkrankung »Weißes Übel« (53).

Bald ist die Irrenanstalt überbelegt. Das Essen langt nicht, die sanitären Anlagen reichen bei weitem nicht. Es »kann sich niemand in seiner Phantasie ... das Ausmaß der Schweinerei, die hier herrscht, auch nur annähernd vorstellen.« (163) Es kommt zur Bandenbildung. Der »Saal der niederträchtigen Blinden« (197) übernimmt die Macht und übt eine despotische Herrschaft aus, »blinde Gewalt« (171) im doppelten Wortsinn. Nicht nur Nahrung wird vorenthalten, auch alle Wertgegenstände werden den anderen Blinden gestohlen. Und Frauen werden ausgesucht, verteilt und vergewaltigt. Die sechsköpfige Gruppe um den Augenarzt hat einen Vorteil, denn zu ihr gehört auch die Frau des Arztes, die als einzige nicht erblindet ist; sie gibt lediglich vor, es zu sein, um ihren Mann beizustehen. Als ein Mitglied dieses sich gegenseitig helfenden kleinen Kreises vom Anführer der Niederträchtigen missbraucht wird, tötet die Arztfrau diesen mit einer Schere.

Ein Ausbruchversuch aus der Anstalt wird vom bewachenden Militär brutal verhindert. Doch bald darauf steht das Tor plötzlich auf. »Die Soldaten waren fortgegangen, oder man hatte sie fortgebracht, da auch sie blind waren, jetzt waren endlich alle blind.«



(264) Von nun an irren Blinde durch die Stadt, plündern Lebensmittelgeschäfte und Privatwohnungen, hungern, sterben, Leichen werden von Hunden angefressen. Verzweiflung kommt auf; eine alte Frau fragt sich, »welchen Sinn es noch hatte weiterzuleben. Sie fand keine Antwort.« (317) Selbst der sehenden Arztfrau gelingt es nicht mehr, ausreichend zu essen und zu trinken für die kleine Gruppe aufzutreiben.

Und Gott? »Gott sieht uns, sagt die Frau des ersten Blinden, die trotz aller Widrigkeiten noch fest daran glaubte, daß Gott nicht blind ist, worauf die Frau des Arztes antwortete, Nicht einmal er, der Himmel ist bedeckt, nur ich kann euch sehen«<sup>25</sup> (341). Schließlich kommt die Gruppe auf der Suche nach einem Ort zum Ausruhen in eine Kirche. Erstaunt erklärt die Sehende ihrem Mann: »Du wirst mir nicht glauben, wenn ich dir sage, was ich vor mir habe, alle Bildnisse in der Kirche haben die Augen verbunden« (387), und auch Jesus am Kreuz trägt eine weiße Binde über den Augen. Der Arzt vermutet, ein Priester habe das kurz vor seiner Erblindung gemacht: »Dieser Priester muß der größte Heiligenschänder aller Zeiten und aller Religionen sein, der gerechteste, der radikal menschlichste, hergekommen, um endlich zu erklären, daß Gott es nicht verdient zu sehen.« (388)

Schließlich, ebenso plötzlich, wie sie einst gekommen war, verschwindet die Blindheit wieder bei allen. Die am Fenster stehende Frau des Arztes »hob ... den Kopf zum Himmel und sah alles weiß, Jetzt bin ich dran, dachte sie. Die plötzliche Angst ließ sie den Blick senken. Die Stadt dort unten war immer noch da.« (399)

Dieser Roman schildert, auf welche Weise eine Gesellschaft infolge einer Epidemie immer mehr verroht. Eine Hoffnung auf Heilung ist im wahrsten Wortsinn nicht in Sicht. Resignation führt in die Hoffnungslosigkeit. Sinn gibt allein noch die Befriedigung unmittelbarer Lebensbedürfnisse. Geschriebene Gesetze gelten ebenso wenig nicht mehr wie ungeschriebene Verhaltensnormen. Es beginnt ein Kampf aller gegen aller, das Recht beziehungsweise das Unrecht der Stärkeren setzt sich durch. Einen ethischen Konflikt scheint es nicht (mehr) zu geben. Wenn es einen Konflikt zwischen Sittlichkeit und Sinnlosigkeit gegeben hat, dann ist die Sittlichkeit angesichts ihrer scheinbaren Nutzlosigkeit längst vergessen. Das Extrem einer allgemeinen Blindheit zeigt, wie dünn doch die Firnissschicht der Sittlichkeit ist, so dünn jedenfalls, dass sie einen Härte-test nicht besteht.

Und Gott? Von Gott wird nichts erwartet, weder ethische Orientierung noch irgendeine Form von Eingreifen. Das verwundert bei dem, wenn man so will, bekennenden Atheisten Saramago nicht. Man tut ihm kaum Unrecht, wenn man ihn als Antitheisten

bezeichnet, weil er auch andernorts heftig anschreibt gegen Gott. Das Machtstreben der Kirche auch mittels der Inquisition etwa ist für ihn kein Irrweg, sondern dessen von Gott gewolltes Ziel. Sein nicht nur nach meinem Urteil schwächstes Buch »Das Evangelium von Jesus Christus« endet damit, dass Gott dem am Kreuz Sterbenden erscheint. Jesus erkennt, dass er von Gott »hinter das Licht geführt worden war, ... und in den offenen Himmel auf, wo Gott lächelte, schrie er, Menschen, vergebt ihm, denn er weiß nicht, was er getan hat.«<sup>26</sup> Hier sieht Gott noch, in der »Stadt der Blinden« ist es gleichgültig, ob es Gott gibt oder nicht, denn er kann hinter dem Blindweißen des Himmels sowieso nichts sehen.

Nun kann man zu dem Ergebnis kommen, dass die Verrohung und Verwüstung von Sittlichkeit gerade in der Blindheit und somit Abwesenheit Gottes ihre eigentliche Ursache hat. Dann hätte jener Mönch recht, den Dostojewski sagen lässt: »Wenn es für dich keinen Gott gibt, was ist dann überhaupt noch Verbrechen?«<sup>27</sup> Das ist ein nur auf den ersten Blick für Christen bestechender Gedanke, der aber bei näherer Betrachtung seinen Glanz verliert. Der Zweck Gottes, sofern man diese Formulierung überhaupt gebrauchen will, besteht doch nicht darin, Übeltaten gleich welcher Art zu verhindern. Zudem sind wohl in den meisten Religionen schlimmste Übeltaten im Namen Gottes oder unter Berufung auf seinen Willen begangen worden, siehe das Beispiel Arras. Niemand wird leugnen, dass auch religiös neutrale oder atheistische Regierungen gute Gesetze erlassen zur Verhinderung oder Bestrafung von Übeltaten. Und es gibt viele Einzelne, die ohne religiöse Bindung sich aktiv einsetzen für die Trias Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung.

Gleichwohl hat dieses aphoristische Wort im Widerspruch einen versteckten Wahrheitsgehalt. Wenn es nämlich keinen Gott gibt, dann müssen Menschen, soll denn ihr Zusammenleben gelingen, eigene Regeln und Gebote schaffen und setzen, nun allerdings mit einer rein innerweltlichen Begründung. Gerade eine atheistische Einstellung verlangt geradezu nach der Setzung von Werten, also nach Sittlichkeit. Camus bleibt ja nicht bei der Einsicht stehen, dass die Welt und das Leben in ihr absurd sind, sondern sucht nach einer Orientierung, wie man in der Absurdität menschlich handeln kann. Ähnlich hat Jean Paul Sartre nach einer vergleichbaren Zerfallserfahrung überkommener Werte den Schluss gefolgert, nun erst habe der Mensch sowohl die Freiheit als auch die Pflicht, eine humanistische Haltung zu entwickeln<sup>28</sup>. Das sich hier wie auch ähnlich bei Camus zeigende Pathos ist zeitgeschichtlich verständlich. Die vermeintlich neuen Werte unterscheiden sich allerdings kaum von den tra-

ditionellen humanistischen. Im Falle Sartres ist zudem zu bezweifeln, ob seine Sympathie für gewisse diktatorische Regime humanistisch genannt werden darf.

In ähnlicher Weise vertritt auch dieser skeptische Roman mit seiner nur auf den ersten Blick rein pessimistischen Parabel eine lebensdienliche Ethik. Die hier geforderte Sittlichkeit trägt den Namen Solidarität. Die kleine Gruppe um den Augenarzt und seine Frau überlebt nur deshalb, weil sie untereinander unbedingt solidarisch ist, weil sie alles miteinander teilt, blind einander vertraut. Sie hat den Vorteil, von einer Sehenden geleitet zu werden, aber gerade diese verzichtet auf eigene mögliche Vorteile und stellt sich ganz in die Unterstützung Schwächerer. – Epidemien können sehr wohl Sittlichkeit weitgehend zerstören, gegen gelebte Solidarität aber können sie nichts ausrichten. Das ist die positive Pointe dieses Romans.

### 9. Gabriel García Márquez: Die Liebe in den Zeiten der Cholera (1985)

Der kolumbianische Literatur-Nobelpreisträger Gabriel García Márquez zeichnet sich durch eine lebendige, spannende und auch bei tragischen Szenen keineswegs humorlose Erzählweise aus, in welcher die Grenzen zwischen Realität und Unwahrscheinlichkeiten verschwimmen. Dieser magische Realismus zeichnet auch »Die Liebe in den Zeiten der Cholera«<sup>29</sup> aus.



Der 23-jährige Florentino Arizo verliebt sich in die seine Liebesbriefe zunächst abweisende 19-jährige Fermina Daza. Die beiden wollen heiraten, was aber Ferminas Vater verhindert. Eher widerstrebend ehlicht sie schließlich den zehn Jahre älteren Juvenal Urbino, einen angesehenen Arzt, der sich um die Eindämmung der Cholera in Kolumbien verdient gemacht hat.

Der mittellose Florentino beschließt, sich einen Namen zu machen und reich zu werden, um sich Fermina würdig zu erweisen. Er bringt es bis zum Präsidenten der Kolumbianischen Flussschiffahrtskompanie. Weil seine Liebe zu Fermina unerfüllt bleibt, geht er eine Fülle von Liebschaften ein, deren Anzahl er mit 622 akribisch festhält. Als Urbino mit 81 Jahren beim Versuch, einen entflohenen Papagei wieder einzufangen, tödlich verunglückt, sieht Florentino seine Chance gekommen. Noch am Beerdigungstag gesteht er Fermina seine ungebrochene Liebe und erhält eine entrüstete Abfuhr. Mit einfühlsamen Briefen während des Trauerjahres erweicht er sie schließlich, und beide unternehmen eine gemein-

same Flussreise. Jetzt endlich, nach »dreiundfünfzig Jahren, sieben Monaten und elf Tagen und Nächten« (507) werden sie ein Paar. »Es war, als hätten sie den harten Leidensweg des Ehelebens übersprungen, um ohne Umwege zum Kern der Liebe vorzudringen.« Sie »erkennen, daß die Liebe zu jeder Zeit und an jedem Ort Liebe war, jedoch mit der Nähe des Todes an Dichte gewann.« (503) Unter dem Vorwand, die Cholera sei an Bord, müssen die übrigen Passagiere das Schiff verlassen. Die dann gehisste gelbe Choleraflagge verbietet ein Anlaufen weiterer Häfen. Florentino gibt die Parole aus: »Wir fahren geradeaus, immer weiter geradeaus« (506). Und auf die Frage, wie lange, antwortet er: »Das ganze Leben« (507).

Zugegeben, dieses Buch erfüllt kaum die einleitend genannten Auswahlkriterien. Aus dreierlei Gründen wird es trotzdem vorgestellt. Erstens: Der Titel ist inzwischen zum geflügelten Wort geworden, dessen Zeitangabe vielfach variiert wird. Im Deutschen hat Cholera allerdings nicht die die Mehrdeutigkeit von coléra im kolumbianischen Spanisch. Das Wort kann neben der Krankheitsbezeichnung auch Hitze und Leidenschaft bezeichnen. Der Liebe also, zumal als glühende und leidenschaftliche, lässt sich zunächst oder auf Dauer ebenso wenig etwas entgegensetzen, wie das bei einem Befall durch Cholera möglich ist. So lässt sich denn als originelle Pointe die Choleraflagge auch als Liebesfahne verstehen, die Zweisamkeit schützt. Und zweitens: Wenn man so will, mag man die Geschichte verstehen als nicht-religiöse Interpretation von 1. Korinther 13,13. Florentino glaubt allen Widrigkeiten zum Trotz so sehr an seine Liebe zu Fermina, dass seine Hoffnung sich schließlich doch noch glücklich erfüllt. Und nicht zuletzt drittens: Dieses Buch ist für mich eine der schönsten literarischen Liebesgeschichten überhaupt.

### 10. Steward O’Nan: Das Glück der anderen (1999)

In den Büchern des Amerikaners Steward O’Nan geht es häufig darum, auf welche Weise Einzelne mit dem Verlust ihrer Hoffnungen oder geliebter Menschen umgehen. Darum geht es auch in seinem Roman »Das Glück der anderen«<sup>30</sup>, der in den 1890er Jahren in Wisconsin spielt.

Auf einer Wiese wird ein unbekannter Toter gefunden, bald darauf auf einem Stoppfeld eine verwirrte und kranke Frau. Jacob Hansen bringt beide zum Arzt. Er ist dreierlei in einer Person: Sheriff, Bestatter und Prediger. Der Arzt vermutet Diphtherie. Jacobs Frau möchte, dass die junge



Familie mit ihrem Säugling den Ort verlässt, doch er will sich nicht seiner Verantwortung entziehen. Und gefordert ist er allemal, denn immer häufiger läutet die Totenglocke, immer mehr Menschen sterben. Auf eine Quarantäne der Stadt wird zunächst verzichtet, weil man keine Panik auslösen möchte; später wird sie dann doch verhängt. Dann sterben auch Jacobs Tochter, seine Frau und der Arzt. Als zusätzliches Übel breitet sich ein Waldbrand aus. Und Feuer gibt es auch immer wieder in der Stadt, denn man entschließt sich, die Häuser von an der Diphtherie Verstorbenen anzuzünden. Die Unruhe wächst, es kommt zu Plünderungen. Als er keinen anderen Ausweg mehr sieht, beschließt Jacob, die wenigen Gesunden in einem Güterzug, den er auf offener Strecke zum Halten zwingt, aus der Stadt zu bringen. Der Waldbrand versperrt bald darauf dessen Weg, und alle kommen in den Flammen um.

Viel ist von Jacob als Sheriff zu lesen und als Bestatter, kaum etwas als Prediger. Und doch ist sein Glaube das verborgene Zentrum seines Handelns. Seine nächste Predigt will er über Genesis 4,9: »Soll ich meines Bruders Hüter sein?« halten. Ja, das will er für seine Stadt. Als guter Mensch wird er geschildert mit der Bereitschaft, »alle Seiten zu hören, alle zu mögen« (12). Und er glaubt nicht mehr an das Böse. Angesichts der Diphtherie wird ihm deutlich: Wir werden Gottes Willen immer in Frage stellen. Wir werden für unser Leid immer einen Grund brauchen.« (92) Sein Leid über den Verlust seiner Familie wird noch vergrößert, als ihm plötzlich klar wird, dass er selbst es ist, der sich bei den ersten beiden Diphtherietoten angesteckt und der dann die Seuche in der Stadt verbreitet hat. Er wollte das Leben der Bewohner schützen und hat doch zu ihrem Sterben beigetragen. »Dir ist klar, ... dass du der Verdammnis anheim gefallen bist, obwohl du dich um sie gekümmert hast.« (207). Jacob ist sich selber fremd geworden, als Erzähler sagt er niemals ich, sondern immer du (was beim Lesen etwas störend wirkt).

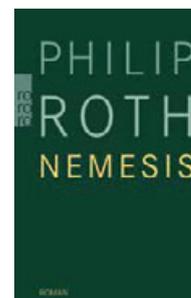
In Friendship hieß es, Jacob sei ein anderer geworden, als er aus dem Bürgerkrieg zurückkam. Ganz am Ende des Romans wird deutlich, dass das Bemühen Jacobs, als guter Mensch zu leben, einen finsternen Hintergrund hat. Im Krieg hat er heimlich hungernd ein Tabu gebrochen und schreckliche Schuld auf sich geladen. Sein neues Leben war ein Sühneversprechen an Gott. Jetzt erkennt er den Grund für sein Leid: »Die ganze Vorstellung von Buße ist selbstsüchtig, irreführend. Gott lässt nicht mit sich handeln, lässt sich nicht durch fromme Handlungen bestechen.« Er sieht nun »dass du ... mit guten Taten niemanden retten kannst, am allerwenigsten dich selbst.« (220)

Die hier vorgestellte Sittlichkeit ist eine gebrochene Sittlichkeit. Der Entschluss, nicht vor der Seuche zu

fliehen, ist Ausdruck von Berufsethik: es gebührt sich für einen Vertreter staatlicher Ordnung ebenso wenig wie für einen kirchlichen Amtsträger, berufsbedingten Gefahren einfach aus dem Wege zu gehen. Gebrochen ist diese Sittlichkeit als Berufsethik deshalb, weil ihr eigentlicher Grund eben nicht im beruflichen Auftrag gesehen wird, sondern in einem verborgenen Bußversprechen. Das ist ja an sich nicht schlecht. Problematisch allerdings ist, dass es dieser Sittlichkeit eigentlich nicht um das Wohl anderer Menschen geht, sondern um das eigene Seelenheil. Doch wer wollte Jacob dafür verurteilen. Hinter manchen Gründen ethischer Entscheidung stehen verborgene und vielleicht unbewusste Abgründe. Und eine gebrochene Sittlichkeit ist keine zerbrochene Sittlichkeit. Und Jacob bleibt die Hoffnung: »Trotz alledem kannst du gerettet werden. ... Es hängt nicht von dir ab. Es ist stets Gottes Entscheidung gewesen.« (220)

## 11. Philip Roth: Nemesis (2010)

Philip Roth gehört zu jenen bedeutenden Autoren der USA, die selber (wie beispielsweise Issac Bashevis Singer) oder deren Eltern-generation (wie etwa bei Bernard Malamud) aus dem osteuropäischen Judentum stammen und deren Werke direkt oder indirekt durch die jüdische religiöse und kulturelle Tradition geprägt sind.



Dies gilt auch für sein Alterswerk »Nemesis«<sup>31</sup>.

Die Geschichte beginnt in Weequahic, dem jüdischen Viertel von Newark; in ihm wächst auch Roth auf. Ihr tragischer Held heißt Bucky Cantor. Er ist vor allem vielseitig sportlich begabt, trotzdem kann er wegen einer starken Kurzsichtigkeit zu seiner Enttäuschung nicht zum Militär. Deshalb will er seiner patriotischen Verpflichtung als Sportlehrer nachkommen, indem er seinen jüdischen Schülern »körperliche Stärke und Tapferkeit« (27) beibringt. Wie seinerzeit alljährlich werden im Sommer 1944 wieder einige Poliofälle gemeldet, diesmal vor allem aus dem italienischen Stadtviertel, aber auch deren höhere Zahl als üblich wird zunächst als nicht besorgniserregend angesehen. Als beste Vorsorgemaßnahme gilt, Kinder in ein Sommercamp aufs Land oder in die Berge zu schicken. (Ein erster Polio-Impfstoff wird erst ab 1955 verfügbar sein.)

Da erkrankt auch einer von Cantors Schülern. Schuldige dafür werden rasch ausgemacht: »Es waren diese verdammten Itaker« (50). Der Schüler stirbt. Beim Kondolenzbesuch stellt dessen Vater eine Reihe verzweifelter Fragen: Warum dieser frühe Tod, ist

das gerecht, welchen Sinn hat er? »Mr. Cantor wusste keine Antwort auf diese Frage. Er zuckte nur die Schultern.« (42) Bei der Trauerfeier betet die Gemeinde mit dem Rabbi die Totenklage, in der auch Gottes Allmacht gepriesen wird. Cantor protestiert innerlich: »Polio überhaupt entstehen lassen? Wie konnte es angesichts von derart wahnsinniger Grausamkeit Vergebung – geschweige denn Hallelujahs – geben?« Er ist nicht willens, »die offizielle Lüge zu schlucken, Gott sei Liebe und Güte, und vor einem kaltblütigen Kindermörder im Staub zu kriechen.« (63) Cantor fragt sich: »Hat Gott kein Gewissen? Wo ist Seine Verantwortung? Oder kennt Er keine Grenzen?« (85)

Marcia, eine Lehrerin und Cantors Geliebte, arbeitet als Begleitung in einer der Sommercamps. Als dort ein Bademeister ausfällt, bedrängt sie Cantor, ins Camp zu kommen, schließlich müsse er auch an sein eigenes Wohlergehen denken. Cantor zögert: Wenn er von hier fortginge, »würde er auf eine Weise vor seiner Pflicht davonlaufen, wie sie schändlicher kaum vorstellbar war.« (75) Kurze Zeit später, nachdem er Marcia am Telefon einen Heiratsantrag gemacht hat, stimmt er zu seinem eigenen Erstaunen doch zu, »und für einen Augenblick gelang es ihm, den Verrat an seinem Engagement und seiner Verantwortung für die Jungen beinahe zu vergessen« (108).

Im Sommercamp wird Cantor rasch beliebt. Der 17-jährige Donald, einer der jugendlichen Betreuer, möchte mit seiner Hilfe seine Technik im Turmspringen verbessern, wozu Cantor bereit ist. Sechs Tage darauf erkrankt Donald; als er mit Polio-Anzeichen in eine Klinik muss, wird zur Beruhigung der Kinder und ihrer Eltern von einer Magenerkrankung gesprochen. Die Lagerleitung will den Betrieb weiterführen, weshalb sie Cantor ermahnt, niemandem etwas zu erzählen. Bald darauf jedoch erkranken weitere Kinder an Polio. Nun wird das Lager geschlossen.

1971 trifft einer seiner ehemaligen Schüler zufällig auf Cantor. In weiteren Begegnungen berichtet dieser von seinem Schicksal. Auch er, Cantor, wird vom Poliovirus befallen. Fast zwei Jahre verbringt er in einer Klinik mit mehreren Operationen und in einem Rehabilitationszentrum. Trotzdem kommt er, nicht nur im eigentlichen Wortsinn, nie mehr richtig auf die Beine, »verkrüppelt durch Polio« (187). Seinen Beruf kann er nicht mehr ausüben, arbeitet schließlich bei der Post. Er lässt nicht zu, dass Marcia ihn besucht, trennt sich von ihr: »Ich wollte ihr Leben nicht zerstören. Sie hatte sich nicht in einen Krüppel verliebt, und sie sollte nicht an einen gekettet sein.« (199)

Cantor umgibt »die Aura einer unauslöschlichen Niederlage, ... auch demoralisiert durch jahrelangen Scham« (192). Er ist sich nämlich sicher, dass er es ist, der sowohl auf dem heimischen Sportplatz als auch im

Camp das Virus übertragen hat. Das Virus ist für ihn »nicht wie ein böser Streich der Natur, sondern wie ein großes, von ihm selbst verübtes Verbrechen, das ihm alles genommen und sein Leben zerstört hat.« (214)

Eine Besonderheit dieses Romans besteht darin, dass in ihm die Frage nach Gottes Verantwortung für die Polioepidemie durchgehend thematisiert wird. Die Frage nach der Sittlichkeit erhält hier eine neue, sehr scharfe Akzentuierung. Es ist nämlich Gott selbst, der unsittlich handelt. Cantor bestreitet nicht Gottes Sein, sondern sein Gut-Sein. Es ist nämlich Gott, der für die geschehenen schrecklichen Dinge verantwortlich ist: »Wenn Gott nicht wäre, wenn Gott nicht so wäre, wie er war, *könnten* sie anders sein.« (101)

Eigenartigerweise fühlt Cantor sich durch Gottes Unsittlichkeit nicht von der eigenen sittlichen Verantwortung suspendiert. Gott muss seine Unsittlichkeit mit sich selber ausmachen. Da Gott für Cantor aber nun keine sittliche Instanz mehr ist, muss auch er seine Sittlichkeit mit sich selber ausmachen. Er kann sich selber nicht verzeihen, dass er an sich selber gedacht hat, als er Marcias Ruf ins Sommercamp gefolgt ist.

Der Konflikt zwischen Sittlichkeit und Sinnlichkeit ist hier ethisch harmloser geartet als bei Aschenbach, handelt dieser doch schon allein dadurch unsittlich, dass er einem Kind erotisch zu gefallen sucht, und dies ganz abgesehen davon, dass zu seiner Zeit eine homosexuelle Beziehung ein Tabu war. Cantor wirft sich auch nicht sein sinnliches Begehren, das er im Gegensatz zu Aschenbach auch auslebt, vor, sondern dass er »seine männlichen Ideale ... des Mutes und der Opferbereitschaft« (108) verraten hat. Dafür hat Cantor nach eigenem Verständnis eine Strafe verdient. Seine Polio-Verkrüppelung allein reicht ihm offenbar nicht, weshalb er versucht, durch Trennung von seiner Verlobten seine sittliche Integrität wenigstens teilweise wiederherzustellen. Aber auch dadurch wird er seine Schuldgefühle nicht los.

Nemesis, die für den Roman als Titel gewählte griechische Göttin, ist sowohl Göttin des gerechten Zorns und der ausgleichenden Gerechtigkeit als auch Rache-göttin. Diese ihre drei Eigenschaften lassen sich in Cantors Versuch, mit seinen Schuldgefühlen umzugehen, wiedererkennen. Da Cantor aber weder vom Gott seiner oder einer anderen Religion Hilfe oder Vergebung erwartet, nimmt er sein Schicksal selbst in die Hand. In »Nemesis« geht es um den Konflikt zwischen Sittlichkeit und Sinnlosigkeit sowie um Sittlichkeit durch Selbstbestrafung.

## 12. Makiia Lucier: Das Fieber (2014)

Überrascht hat mich, dass die auch als »Mutter aller Pandemien« bezeichnete Spanische Grippe im deut-

schen Sprachraum anscheinend literarisch nicht aufgegriffen wurde. Dabei sind allein im Deutschen Reich etwa 300.000 Menschen an ihr gestorben, weltweit von 1918 bis 1920 sogar zwischen 27 und 50 Millionen Tote; manche Angaben nennen wesentlich höhere Zahlen. Auf jeden Fall übersteigt das die Zahl von schätzungsweise 10 Millionen Toten unter den Soldaten und 7 Millionen unter der Zivilbevölkerung erheblich. Vermutlich haben die Gräueltaten des Weltkriegs, zu welchem es ja eine Fülle literarischer Bearbeitungen gibt, im allgemeinen Bewusstsein jene Grauen der nicht unmittelbar durch den Krieg bedingten Sterbefälle dauerhaft überlagert. In den auf eigenem Staatsgebiet nicht unmittelbar vom Krieg betroffenen USA hingegen wird mehr der Grippe- als der Kriegstoten jener Zeit gedacht. Von daher ist es kein Zufall, dass die einzige mir bekannte literarische Erinnerung von der zwar auf Guam geborenen, jetzt jedoch in den USA lebenden Autorin stammt, nämlich ihr Jugendroman »Das Fieber«<sup>32</sup>.



Die Geschichte spielt im Oktober und November 1918 in Portland. Ihre Heldin ist die 17-jährige Cleo. Als Vollwaise lebt sie bei ihrem älteren Bruder. Kurz vor Beendigung ihrer Schulzeit weiß sie nicht, welchen Beruf sie erlernen soll. Sie vertieft sich in das Buch »Berühmte amerikanische Frauen«, ohne eine überzeugende Anregung zu erhalten. »Ich hatte nichts. Keinen Plan. Keinen Traum. Keine Berufung.« (15)

Sie hört, dass weit entfernt im Osten der USA Fälle der Spanischen Grippe aufgetreten sind. In ihrem Internat, das sie als Externe besucht, wird sie bald darauf von der Mitteilung überrascht, dass das Gesundheitsamt als Vorsichtsmaßnahme alle Schulen schließt; auch öffentliche Veranstaltungen sind verboten, kein Theater mehr, keine Paraden, keine Gottesdienste. Die Kinder müssen von ihren Eltern abgeholt werden, keines darf allein nach Hause. Eigentlich müsste sie nun im Internat bleiben, da ihr Bruder auf einer längeren Reise unterwegs ist, doch unerlaubt verlässt Cleo das Internat.

In einem Zeitungsbericht liest sie von der dringenden Suche des Roten Kreuzes nach Personal, auch unerfahrene Hilfskräfte würden benötigt. Das örtliche Konzerthaus ist in ein Hilfskrankenhaus verwandelt. Hier meldet sich Cleo, wird zunächst wegen ihres jugendlichen Alters abgelehnt, dann doch genommen: »Wir können es uns nicht leisten, Hilfe abzulehnen.« (78) Cleos Aufgabe ist es, in der Stadt vorbeugend Informationsmaterial über den Umgang mit der Grippe und Gesichtsmasken zu verteilen sowie bereits

Erkrankte zu melden. Unvorbereitet trifft sie auf schwer Erkrankte und Sterbende. Eine andere junge Helferin resigniert: »Ich habe nicht vor, für einen Fremden zu sterben.« (98) Cleo jedoch hilft weiter.

Cleo verliebt sich in Edmund, der als Medizinstudent nun Arbeiten verrichten muss, die eigentlich weit über seinen Ausbildungsstand hinausgehen. Er gibt ihr zu bedenken: »Sie haben bereits mehr geholfen als die meisten anderen. Sie müssen sich nicht schämen, wenn Sie gehen. Wenn Sie versuchen, sich unter diesen Umständen so gut wie möglich zu schützen.« (124) Doch Cleo bleibt. Sie erlebt schlimme Schicksale, findet Säuglinge, die von ihren schwer erkrankten Eltern nicht mehr versorgt werden können.

Späterer vertraut Cleo ihrem Freund an, warum sie helfen will. Als Kind hatte sie mit ihren Eltern einen Unfall. Abends stürzte ihre Kutsche in eine Schlucht, der Vater und die Pferde starben sofort, die Mutter im Laufe der Nacht, Cleo blieb unverletzt, vergeblich auf Hilfe hoffend. Das hat sie geprägt: »Ich kann den Gedanken nicht ertragen, dass irgendwo ein Kind oder sonst irgendjemand liegt, krank und verängstigt, und auf Hilfe wartet, die nicht kommt.« (222) Auch Edmund könnte weggehen: »Aber dann könnte ich nie wieder nach Hause zurückkehren, nicht wahr? Zumindest nicht erhobenen Hauptes.« (278)

Die Grippe-Pandemie wütet weiter. Als Cleos Freundin Kate, ebenfalls Helferin, an ihr stirbt, kommen Cleo Selbstzweifel, ob ihre Arbeit überhaupt Sinn hat. Edmund erinnert sie an all jene Menschen, denen sie geholfen und teilweise mit dem Leben gerettet hat: »nur weil du beschlossen hast, durchzuhalten. Das ist keine Kleinigkeit.« (312) Dann erkrankt auch Cleo, überlebt aber die schwere Krise. Endlich flaut die Epidemie ab, und im Januar besucht Cleo wieder die Schule. Das Buch über die berühmten Frauen braucht sie nun nicht mehr. Vielleicht befolgt sie ja den Rat einer Krankenschwester, ebenfalls diesen Beruf zu ergreifen.

Anders als die bisher vorgestellten Bücher gibt es in diesem Roman keine Krise der Sittlichkeit, ebenso fehlen theologische Erwägungen; ein religiöser Aspekt wird nur insofern kurz gestreift, als Cleo am Grab ihrer Freundin Psalm 23 betet, »den einzigen, an den ich mich erinnern konnte.« (330). Die Sittlichkeit Cleos ist im Miterleben des Unfalltodes ihrer Eltern begründet, wie Cleo erkannt hat. Insofern ist ihre Sittlichkeit auch Folge eines Selbsterleidens. Um die Invektive gegen Camus ins Positive zu wenden: Cleo lebt ganz selbstverständlich eine Rotkreuzmoral. Von daher beschreibt dieser Roman Sittlichkeit als Selbstverständlichkeit.

## Ertrag

Epidemien werden nach meiner Kenntnis in theologischen Werken nicht eigens thematisiert<sup>33</sup>, vielleicht deshalb, weil sie so häufig nicht vorkommen. Aber das mag nicht der einzige Grund sein. Auch Behinderung, obwohl nicht gerade selten, war lange kein Thema der Theologie. Mit Krankheit sieht es anders aus, wird sie doch in der seelsorglichen Literatur oder im Rahmen der neutestamentlichen Wundererzählungen behandelt sowie in der systematischen Theologie häufig dem Thema Leiden zugeordnet. Eine Epidemie, ganz zu schweigen von einer Pandemie, ist aber etwas anderes als ›nur‹ eine Krankheit.

Vor diesem Hintergrund frage ich, vor welche Herausforderungen sich die belletristische Literatur durch Epidemien gestellt sieht, ist sie doch durchaus so etwas wie ein zumeist etwas zeitversetzter Seismograph von menschlichen und gesellschaftlichen Befindlichkeiten und Herausforderungen. Von daher schadet es zumindest nicht, theologisch und pastoral zur Kenntnis zu nehmen, wie in solcher Literatur auf die durch Epidemien bedingten Herausforderungen geantwortet wird. Die vorgestellten Beispiele habe ich vornehmlich unter dem Gesichtspunkt betrachtet, durch welche sittlichen und ethischen Impulse die handelnden Hauptpersonen geleitet werden. Mir ist bewusst, dass dadurch viele andere und wichtige Interpretationsmöglichkeiten unberücksichtigt bleiben.

### Sittlichkeit in guten wie in schlechten Tagen

Es ist deutlich geworden, wie schwer es offenbar ist, eine Gut-Wetter-Sittlichkeit in Zeiten von Sturm, Unwetter und Katastrophen handlungsleitend zu bewahren. In einem Aphorismus heißt es zurecht: »Kein Mensch weiß, was in ihm schlummert und zutage kommt, wenn sein Schicksal anfängt, ihm über den Kopf zu wachsen.«<sup>34</sup> Thomas Mann und Philip Roth bieten dafür Beispiele für Einzelpersonen. Edgar Allan Poe beschreibt die Sittenlosigkeit eines Einzelnen. Daniel Defoe, Jens Peter Jacobsen, Andrzej Szczypiorski, José Saramago und Stewart O’Nan verfolgen den Verfall sittlicher Normen in einer ganzen Stadt. Vor allem bei Albert Camus sind es mehrere, die nicht nur sittliche Personen, sondern sittliche Persönlichkeiten sind, ein Priester macht dabei sogar eine sittliche Entwicklung durch. Und bei Makiiia Lucier wird die Protagonisten sich erst in der Krise ihrer Persönlichkeit und ihrer Sittlichkeit bewusst.

Abgesehen von Poe, Mann, García Márquez und Lucier verstehen fast alle Autoren eine Epidemie auch als religiöse Herausforderung in Gestalt von Kritik an kirchlicher Lehre. Desillusioniert vom Glauben verkündet der Atheist Jacobsen die Wirkungslosigkeit des

Christentums. In der Konsequenz ähnliches findet sich beim Anti-Theisten Saramago, für den eine argumentative Auseinandersetzung mit theologischen Fragen nicht lohnt, weil Gott nicht sehen kann und somit irrelevant ist; das wird nicht wirklich begründet, sondern plakativ behauptet. Bei Roth ist Gott, indem er die Epidemie zumindest nicht verhindert, wenn nicht gar verursacht, schlichtweg unglaubwürdig und somit des Glaubens an ihn unwürdig. Bei Szczypiorski wird nicht das Handeln Gottes als unglaubwürdig geschildert, unglaubwürdig erscheinen bei ihm vor allem jene kirchlichen Würdenträger, für die Gott zu einer die politischen Eigeninteressen legitimierenden Funktion verkommen ist; offen bleibt dabei allerdings, ob Theologie und Kirche überhaupt hinreichend Kraft und Willen haben, um sich gegen eine politische Vereinbarung zu wehren. Am tiefsten begründet Camus seinen Atheismus, was nicht zuletzt seiner philosophischen Bildung geschuldet ist.

Eine grundsätzlichen Zustimmung zum Christentum und zur Kirche findet sich einzig bei Defoe und Manzoni; beide kritisieren zwar das Fehlverhalten einzelner Geistlicher, folgern daraus aber keine grundsätzliche Infragestellung von Kirche oder Glaube. Zwar gebrochen, aber nicht zerbrochen ist die Zustimmung zur Glaubenslehre bei O’Nan.

### Einwände gegen Gott

Im Grunde lassen sich alle philosophischen und theologischen im Rahmen dieser Epidemie-Bücher vorgetragenen Einwände gegen Gott zurückführen auf die oft zitierte Einsicht von Georg Büchner, die in einem philosophischen Disput geäußert wird: »Merke dir es, ... : warum leide ich? Das ist der Fels des Atheismus.«<sup>35</sup> Diese Behauptung wird allerdings regelmäßig auch theologisch zitiert und kommentiert, nämlich im Rahmen der Theodizee. Wenn man Epidemien als Sonderformen des allgemeinen Übels betrachtet, dann sind sie ungenannt sehr wohl theologisch bedacht worden. Es handelt sich dabei ja zudem um eine biblisch bezogene Behauptung, denn in einigen Psalmen wird ja vor Gott die klagende Frage erhoben, warum der Gerechte leiden muss, während es dem Gottlosen gutgeht. Die dabei theologisch erwoگenen Argumente, dass es ja gerade Glaubende sind, die Gott anklagen, dass in Christus die scheinbare Abwesenheit Gottes ertragen werden kann oder dass es der einst einen himmlischen Ausgleich geben wird, sie alle setzen im Grunde den Glauben voraus und sind für Nicht-Glaubende keineswegs überzeugend. Auch dies führt die oben genannte Literatur vor Augen.

## Epidemien lehren nichts

Schließlich bleibt die Frage, ob man aus Epidemien etwas lernen kann oder ob sie uns gar etwas lehren wollen. Letzteres ist ja nicht selten zu hören, etwa: Corona lehrt, dass die bisherige gewissenlose Ausbeutung der Natur ein Irrweg ist, weshalb diese zurückschlägt; dass der Umweltschutz endlich ernst genommen wird; dass der hemmungslose Kapitalismus eingegrenzt werden muss; dass die ungebremste Globalisierung so nicht weitergehen darf. So berechtigt derartige Forderungen im Einzelnen auch sind, es drängt sich der Eindruck auf, dass das, was man schon längst geändert haben möchte, der Epidemie untergeschoben wird, ganz als ob sie eine Person sei, die eine bestimmte und in der Regel mir selber genehme Forderung ihrerseits unterstützt. Ein Virus ist aber keine Person, die reflektiert und bewusst entscheidet.

## Plagen werden vorher angekündigt

Schwieriger ist dagegen theologisch die Frage, ob es nicht letztendlich Gott ist, der ein Virus ebenso wie andere Epidemien schickt. Diese wären dann in der Tradition der biblischen Plagen zu verstehen. Camus hat sich übrigens während des Schreibens der »Pest« von einem Theologen die Eigenart jener Plagen erläutern lassen. In Leserbriefen wird derzeit neben den erwähnten allgemeinen Gründen gelegentlich auch der Glaubensverfall in der Kirche, der verbreitete Liberalismus, das Bejahren von Homosexualität oder auch die Frauenordination genannt. Auch hier findet sich eine Beliebigkeit; anscheinend wissen die jeweiligen Schreibenden, was Gott eigentlich mit Corona bezwecken will. Dies wäre dann eine neue Form von Offenbarung durch Geschichte. Falls es aber wirklich Gott ist, der diese Plagen schickt, muss er sich in der Tat fragen lassen, warum er das Ziel seiner Plagen nicht deutlicher macht, etwa indem allein die jeweils Schuldigen gestraft und getroffen werden und nicht eine Vielzahl, vielleicht sogar die Mehrzahl von Unschuldigen.

Die zehn biblischen Plagen in Exodus 7–11 werden ja nicht erst im Nachhinein gedeutet. Jede einzelne wird dem Pharao vorher angekündigt für den Fall, dass er das Volk Israel nicht aus der Sklaverei entlässt. Ihr Charakter als Strafe war derart eindeutig, dass selbst die ägyptischen Zauberer erkennen: »Das ist Gottes Finger.« (8,15) Ansonsten ist von Plagen als Strafe in der Bibel kaum die Rede: in Psalm 89,33 in sehr allgemeiner Weise und in der Bildersprache von Offenbarung 15 als Zeichen der hereinbrechenden Endzeit. Jesus warnt in Lukas 13,4 ausdrücklich davor, den Einsturz eines Turmes in Siloah als Strafe für die dabei Getöteten zu missverstehen.

Corona wie jede andere Epidemie ›will‹ gar nichts lehren. Wohl, wir müssen den medizinischen und sozia-

len Umgang mit ihr lernen. Aber ›man‹ kann nichts aus der Epidemie lernen, wohl aber möglicherweise Einzelne. Das ist dann aber jeweils etwas sehr Individuelles und Existenzielles, was kaum verallgemeinerungsfähig ist. Aus einem Übel, an welchem Einzelne zerbrechen, können andere durchaus etwas Gutes für sich lernen.

## Literatur regt Theodizee-Frage an

Schließlich: Will die Epidemien schildernde Literatur uns etwas lehren? Dies mag man je für sich entscheiden. Für mich gilt, dass Literatur dann gut ist, wenn sie schildert, was ist und wenn sie sodann unter Umständen auch Möglichkeiten aufweist, wie es anders sein könnte oder sollte. Das Eröffnen von Möglichkeiten aber ist keine Belehrung, sondern Anregung zum eigenen Nachdenken und Entscheiden. Seriöse Literatur moralisiert nicht. Schöne Literatur ist kein Lehrbuch.

Und: Uns Pfarrerinnen und Pfarrer kann die genannte Literatur anregen, uns in unserer Verkündigung in Corona-Zeiten deren Theodizee-Aspekten zu stellen. Das ist nicht einfach, aber Menschen, die vielleicht von der einen oder anderen dieser Fragen umgetrieben werden, machen es sich ja auch nicht einfach.

## Anmerkungen

- 1 Daniel Defoe: Die Pest in London. Aus dem Englischen von Rudolf Schaller; Salzburg und Wien 2020.
- 2 Alessandro Manzoni: Die Verlobten. Roman. Deutsch von Alexander Lernet-Holenia; Zürich 1958.
- 3 Edgar Allan Poe: Die Maske des roten Todes; in ders.: Gesammelte Werke in 5 Bänden. Band II: Der Fall des Hauses Ascher. Erzählungen. Aus dem Amerikanischen von Arno Schmidt und Hans Wollschläger; Zürich 1999, 376–384.
- 4 Edgar Allan Poe: König Pest. Eine nicht unallegorische Geschichte; in ders.: Gesammelte Werke in 5 Bänden. Band I: König Pest. Erzählungen. Aus dem Amerikanischen von Arno Schmidt und Hans Wollschläger; Zürich 1999, 229–246.
- 5 Jens Peter Jacobsen: Die Pest in Bergamo; in ders.: Ein Schuß im Nebel und andere Novellen. Aus dem Dänischen übertragen von Richard Maurice Baring; München 1982, 76–85.
- 6 Thomas Mann: Der Tod in Venedig und andere Erzählungen; Fischer Taschenbuch 90027, Frankfurt am Main 2008, 173–254.
- 7 Albert Camus: Die Pest. Roman, übersetzt von Guido G. Meister; rororo Taschenbuch 15, Reinbek bei Hamburg 394.–408. Tausend Oktober 1965. – Ab 1998 ist im selben Verlag eine Neuübersetzung durch Uli Aumüller als rororo Taschenbuch 22500 in mittlerweile 93. Auflage erschienen.
- 8 Zitiert in Olivier Todd: Albert Camus. Ein Leben. Deutsch von Doris Heinemann; Reinbek bei Hamburg 1999, 344.
- 9 Zitiert a. a. O., 361.
- 10 A. a. O., 606.
- 11 Vgl. Hanna Schott: Von Liebe und Widerstand. Magda und André Trocmé; Schwarzenfeld 2014, bes. 157–216.
- 12 Vgl. a. a. O., 212–214; Olivier Todd, 351 f.
- 13 Vgl. Olivier Todd, 101–110.
- 14 A. a. O., 102; Auslassungspunkte im Original.
- 15 A. a. O., 816.
- 16 A. a. O., 455.
- 17 Zitiert a. a. O., 456.

- 18 Dietrich Bonhoeffer: Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft. Hg. von Eberhard Bethge; München 1966, 207.
- 19 Vgl. Albert Camus: Der Mythos von Sisyphos. Ein Versuch über das Absurde (1942). Deutsch von Hans Georg Brenner und Wolfdietrich Rasch; in ders.: Das Frühwerk. Mit einem Nachwort von François Bondy; Düsseldorf 1967, 401–535, bes. 397–403: Das Absurde und der Selbstmord.
- 20 Andrzej Szczypiorski: Eine Messe für die Stadt Arras. Roman. Aus dem Polnischen von Karin Wolff; Zürich 1988.
- 21 Auslassungspunkte im Original.
- 22 Dietrich Bonhoeffer: Nachfolge; München 1961, 14.
- 23 Franz Overbeck: Christentum und Kultur. Gedanken und Anmerkungen zur modernen Theologie. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Carl Albrecht Bernouilli (1919); Darmstadt 1963, 19.
- 24 José Saramago: Die Stadt der Blinden. Roman. Deutsch von Ray-Güde Mertin; Reinbek bei Hamburg 1997.
- 25 Es gehört zu den stilistischen Eigenarten Saramagos, Kommata gelegentlich wie Satzpunkte zu verwenden.
- 26 José Saramago: Das Evangelium nach Jesus Christus. Roman. Aus dem Portugiesischen von Andreas Klotsch; Reinbek bei Hamburg 1993, 511.
- 27 Fjodor M. Dostojewski: Die Brüder Karamasoff. Roman (1880). Aus dem Russischen übertragen von E. K. Rahsin; München 1952, 516, 6. Buch, III f. – Zitiert wird dieser Satz zumeist als »Wenn es Gott nicht gibt, so wäre alles erlaubt.« Eine genaue Fundstelle wird dann nicht genannt, vielmehr finden sich dann Formulierungen wie »Dostojewski hat gesagt«, »soll geschrieben haben«, »wird der Satz zugeschrieben«, bestenfalls ergänzt durch einen Hinweis auf diesen Roman.
- 28 Vgl. Jean Paul Sartre: Ist der Existenzialismus ein Humanismus? (1946); Frankfurt am Main 1968.
- 29 Gabriel García Márquez: Die Liebe in den Zeiten der Cholera. Roman. Aus dem Spanischen von Dagmar Ploetz; Köln 1987.
- 30 Steward O’Nan: Das Glück der anderen. Roman. Deutsch von Thomas Gunkel; rororo Nr. 23430, Reinbek bei Hamburg 2003. – Der deutsche Titel ist gänzlich unpassend, angemessen hingegen der amerikanische: »A Prayer for the Dying«.
- 31 Philip Roth: Nemesis. Roman. Aus dem Amerikanischen von Dirk van Gunsteren; München 2011.
- 32 Makiia Lucier: Das Fieber. Aus dem Englischen von Katharina Diestelmeier; Hamburg 2015.
- 33 Nach Abschluss des Manuskriptes beginnt sich das zu ändern. Das Deutsche Pfarrerblatt dürfte das erste bedeutende theologische Periodikum sein, das sich theologisch fundiert der Corona-Problematik stellt. In Heft 5/2020 wird in elf Beiträgen systematisch-theologisch, rechtlich, kybernetisch, gottesdienstlich und seelsorglich auf hohem Niveau ein Problemspektrum entfaltet, dem wir uns selbstkritisch stellen müssen. Dabei wird es nicht darum gehen dürfen, diejenigen im Nachhinein zu Schuldigen zu erklären, die in unüberschaubaren Zeiten unter Zeitdruck rückblickend gesehen einige fragwürdige Entscheidungen getroffen haben. Vielmehr muss es das Ziel sein, für unser künftiges pastorales Handeln einen theologisch verantwortbaren wie (kirchen)rechtlich gut begründeten Handlungsrahmen zu schaffen, der auch in Zeiten von Epidemien Bestand hat.
- 34 Marie von Ebner-Eschenbach: Aphorismen, Parabeln und Märchen; München 1982, 34.
- 35 Georg Büchner: Dantons Tod. Ein Drama (1835), in ders.: Sämtliche Werke, hg. von Paul Stapf; Wiesbaden o. J., 49; Dritter Akt. Das Luxemburg. Ein Saal mit Gefangenen. – Auch dieser Satz wird häufig zwar der Sache nach korrekt, dem Wortlaut nach aber inkorrekt zitiert, etwa als »Das Leiden der Unschuldigen« oder »Das Leiden der Kinder«.

Dr. Werner M. Ruschke, geboren 1948, Gemeindevikariat in Dortmund und Rom/Italien, Pressevikariat in Bielefeld, neun Jahre Gemeindepfarrer in Hagen, sieben Jahre verantwortlich für Öffentlichkeitsarbeit und Spendenwesen in den v. Bodelschwingschen Anstalten Bethel, sieben Jahre Ephorus des Predigerseminars in Soest, dreizehn Jahre Vorstandsvorsitzender des diakonischen Unternehmens Evangelisches Perthes-Werk in Münster. Veröffentlichungen zur systematischen und vor allem zur diakonischen Theologie sowie zu Literatur und Theologie, geistliche Beiträge in Printmedien und Rundfunk.

## Abstand und Freiheit

Bürgerliche Freiheitsrechte, die Freiheit eines Christenmenschen und staatlich verordnete Gebote und Verbote. Wie passt das zusammen? Dr. Thomas Loer und Christa A. Thiel geben darauf eine Antwort. So kurz und knapp, dass sie auf einen Button passt. »Ich bleib auf Abstand. Die Freiheit nehm ich mir!«

Das sei ein Statement, das an die Verantwortung des Einzelnen appelliert, erklärt Christa A. Thiel, denn bei allen Lockerungen bleibt die Verantwortung gegenüber sich selbst und gegenüber anderen. Auch wenn der Staat vieles wieder erlaubt, bleibe immer zu prüfen, ob es gut für uns ist und dem Leben dient. Und der Soziologe Loer betont, insofern sei Abstand halten kein Ausdruck von Schwäche, sondern starkes Zeichen. Angesichts der noch nicht entwickelten Medikamente und Impfstoffe gegen das Coronavirus kann das sogar bedeuten, dass Menschen Leben retten, weil sie Abstand halten.

Der Button kostet 2 Euro zuzüglich Versandkosten. Ein Euro pro Button geht an die Coronahilfe der Aktion Lichtblicke ([www.lichtblicke.de](http://www.lichtblicke.de)). Bestellungen an: [christa-a.thiel@gmx.de](mailto:christa-a.thiel@gmx.de)





Mit Abstand  
die beste Beratung

Wir sind für Sie da – per Telefon, E-Mail oder vrk.de!  
Bleiben Sie optimistisch und gesund.

**Filialdirektion Westfalen**  
Sedanstr. 9 · 59065 Hamm  
Telefon 02381 4360123  
fd-westfalen@vrk.de · vrk.de



## Impressum

PV-Info – herausgegeben vom Evangelischen Pfarrverein in Westfalen  
Redaktion: Christa A. Thiel, Delftstr. 54, 44577 Castrop-Rauxel, christa-a.thiel@gmx.de (presserechtlich verantwortlich)  
Layout und Satz: Markus Schmitz, Büro für typographische Dienstleistungen, Altenberge  
Druck und Versand: Evangelischer Presseverband für Westfalen und Lippe e. V., Cansteinstr. 1, 33647 Bielefeld  
Gedruckt auf umweltzertifiziertem PEFC-Papier

ISSN 2365-0249